

Berthold Tillmann • Annette Zimmer

Investition in Gemeinschaft und Gesellschaft

Soziales Unternehmertum in Münster



Zentrum für Nonprofit-Management (npm)
Prinzipalmarkt 38
48143 Münster
Februar 2011

Titelbild: Presseamt Stadt Münster, Joachim Busch
Umschlaggestaltung: Andreas Reinhardt

Inhalt

Vorwort	5
<i>Berthold Tillmann und Annette Zimmer</i>	
Engagementquoten und Engagementverhalten	11
<i>Sebastian Barnert</i>	
Was ist ein Social Entrepreneur?	14
<i>Robert Stüwe</i>	
Pioniere des Social Entrepreneurship	15
<i>Tobias Lewe</i>	
<i>Wera Röttgering –</i> „Herzenswünsche e.V.“	21
<i>Manfred Erdenberger –</i> „Deutsche Initiative für den Nahen Osten“	27
<i>Winfried Nachtwei –</i> Engagement in vielen Facetten	34
<i>Prof. Dr. Thomas Sternberg –</i> Engagement im kulturpolitischen Bereich	42
<i>Dr. Gabriele Kahlert-Dunkel –</i> „Frauen u(U)nternehmen e.V.“	52
<i>Desirée Usejnovski im Interview mit Andreas Pletziger –</i> „Studenteninitiative weitblick e.V.“	59
Annotierte Bibliographie.....	65
<i>Annette Zimmer</i>	

Vorwort

Berthold Tillmann und Annette Zimmer

Auf die Person kommt es an! Dies gilt im Besonderen für ein Unternehmertum, das in Gemeinschaft investiert und innovative Lösungen für die Probleme und Anliegen unserer Zeit sucht. In der internationalen Debatte zu Bürgerschaftlichem Engagement und Zivilgesellschaft kommt der Rolle, Bedeutung und Funktion der sozialen Unternehmer und Unternehmerinnen bereits seit einiger Zeit ein prominenter Stellenwert zu. Es geht um innovative Ansätze, Konzepte und Ideen, die von Persönlichkeiten mit Vorbildfunktion und Charisma in die Tat umgesetzt werden. Social Entrepreneurship ist – wie so oft – ein „Importprodukt“ einer primär angelsächsischen Debatte. Insofern sind die Beispiele und Vorbilder für soziales Unternehmertum ebenfalls meist aus dem angelsächsischen Kontext. Bill Gates ist ein solcher Unternehmer, der aufgrund seines beachtlichen, in eine Stiftung eingebrachten Vermögens, sich vor allem in Afrika des Aufbaus solider Gesundheitsversorgung widmet. Al Gore ist ein sozialer Unternehmer in Sachen Klimaschutz und Ökologie. Bill Clinton bringt seine Fähigkeiten als Entrepreneur und politischer Unternehmer immer dann ein, wenn es darum geht, zusammenzuführen, zu überzeugen und strukturelle Hilfen in Bewegung zu setzen.

Doch müssen wir immer über den Atlantik schauen? Liegt nicht gerade das Besondere des Unternehmertums darin, Lokales und Globales miteinander zu vernetzen, neue Ideen und Konzepte aufzuspüren, vor Ort umzusetzen und gerade hier Vorbild zu sein. Es stellt sich die Frage: Haben wir nicht auch eine große Tradition sozialen Unternehmertums? Bittet unsere repräsentativ verfasste und föderal organisierte Demokratie nicht hinreichend Spielräume für bürgerschaftlich initiierte Innovation, Mitwirkung und richtungsweisende Gestaltung? Warum in die Ferne schweifen, wenn die Beispiel für Social Entrepreneurship, für die Investitionen in Gemeinschaft und Gesellschaft vielleicht sogar vor der Haustür liegen?

Dies war der Anlass eines Seminars und einer Vortragsreihe an der Universität Münster. Es ging um die Erkundung des sozialen Unternehmertums, des So-

cial Entrepreneurship vor Ort. Denn zu den wesentlichen Bedingungen für die Funktionsfähigkeit unserer Demokratie und unseres Gemeinwesens gehören nicht nur das reibungslose Funktionieren der Institutionen, Administrationen und Körperschaften, und auch nicht nur die öffentlich oder mediale Transparenz der parlamentarischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse. Dazu gehören auch und in besonderer Weise rechtlich abgesicherte und politisch – über die Wahlen hinaus – wirksame, konkrete Mit- und Einwirkungsmöglichkeiten der Bürger und Bürgerinnen. Empirisch betrachtet ist hierbei vor allem der kommunale und regionale Raum von besonderer Relevanz. Wie die Diskussion um die Weiterentwicklung von Demokratie und Gemeinwesen hierzulande derzeit zeigen, ist dies nicht nur ein Gebot rechtsstaatlicher Bürgerfreundlichkeit, sondern auch der politischen Legitimität parlamentarischen und damit repräsentativ-demokratischen Handelns schlechthin. Konsequenz hiervon ist der demokratietheoretisch relevante Ansatz des „Bürgerschaftlichen Engagements“ in Gestalt der freiwillig Mitarbeitenden, der Ehrenamtlichen wie der Social Entrepreneurs, die Innovation und vernetztes unternehmerisches Handeln mit Gemeinsinn verbinden.

Bürgerschaftliches Engagement als Verantwortung und handlungsleitende Sorge

Dank der Ergebnisse des Freiwilligensurvey (Gensicke et al. 2006), der regelmäßig im fünfjährigen Turnus durchgeführten repräsentativen Befragung zum Bürgerschaftlichen Engagement und der gesellschaftlichen Mitarbeit, wissen wir: In den gesellschaftlichen Strukturen unseres Landes ist die Idee bürgerschaftlicher Mitwirkung und sozialer Teilhabe als Ausdruck gesellschaftlicher Integration und individueller Freiheit fest verankert. Staatliche Subsidiarität in Bezug auf individuelles oder gesellschaftlich-selbstorganisiertes Handeln als ordnungspolitische Konsequenz dieses Organisationsmusters wird dadurch ebenso praktisch umgesetzt wie die Forderung nach Orientierung öffentlicher Leistungen an dem Kriterium gesellschaftspolitischer Solidarität.

Damit rücken sowohl für den einzelnen „aktiven Bürger“ wie für Staat und Gesellschaft die Begriffe „Verantwortung“ – und zwar mit Hans Jonas verstanden als „handlungsleitende Sorge“ (Jonas 1984: 391) füreinander – und „Ge-

meinsinns“ – und zwar nach Amitai Etzioni verstanden als gesellschaftliches Funktionsmuster „jenseits des Egoismusprinzips“ (Etzioni 1994) – in den Mittelpunkt. Engagement im Sinne von „Ich für Dich“ ist dann nicht mehr nur eine für Sonntagsreden taugliche Idealkategorie von Demokratie, sondern eine prinzipiell umsetzbare und damit auch lohnenswerte „Investition in Gemeinschaft und Gesellschaft“, die sowohl auf Seiten des Anbieters – also des aktiv engagierten Bürgers und der Bürgerin –, als auch auf Seiten des Nachfragers – also der Adressaten dieses Engagements – im besten Sinne „gewinnbringend“ ist. Denn bürgerschaftliches Engagement schafft auf der einen Seite ein hohes Maß an persönlicher Zufriedenheit, gesellschaftlicher Integration und öffentlicher Anerkennung sowie auf der anderen Seite eine spürbare Hilfeleistung, Unterstützung und Verbesserung der durch eben dieses Engagement bedachten Situation.

Dabei ist individuelles Engagement in Gemeinschaft und Gesellschaft durchaus nicht immer konfliktfrei. Sowohl gruppendynamische, als auch - etwa im Rahmen politisch relevanter Aktivitäten - strukturelle Konfliktlagen können erheblichen Klärungs- und Regelungsbedarf hervorrufen, da die individuelle Motivation zum Engagement einerseits und die gewachsenen Handlungsstrukturen der „Mitreiter“ oder Adressaten andererseits durchaus nennenswert divergieren können. Naturgemäß findet bürgerschaftliches Engagement vor allem in jenem gesellschaftlich-politischen Raum statt, in dem die Problem- und Hilfestrukturen am konkretesten ausgeprägt sind. Nicht von ungefähr ist daher gerade das kommunale und regionale Umfeld prädestiniert für bürgerschaftliche Freiwilligenarbeit in allen öffentlich relevanten Bereichen, und die verfasste Politik vor Ort ist gut beraten, diese Partizipationsofferten auch zu nutzen und nach Kräften zu fördern, selbst wenn diese punktuell oder strukturell in kritischer Distanz zur „herrschenden Lehre“ in den jeweiligen Lokal- oder Regionalparlamenten stehen. Gleiches gilt natürlich auch für die anderen bzw. „höheren“ politischen Ebenen. Denn nur so wird, gesellschaftliche Vielfalt auch angemessen berücksichtigt und nur so kann der Anspruch auf „Integration durch Partizipation“ auch eingelöst werden.

Facettenreichtum des bürgerschaftlichen Engagements

Dank der Ergebnisse des Freiwilligensurveys ist auch bekannt: Umfänglich ist

das Spektrum zivilgesellschaftlichen Engagements, der Freiwilligenarbeit, des Ehrenamts im Sport, in der Kultur, im Umweltschutz, in den Sozialen Diensten, in Schulen, Kirchen, Vereinen und Verbänden, der bürgerschaftlichen Selbst- und Mithilfe im gesellschaftlichen Nahraum, der Stiftungsbereitschaft und des Mäzenatentum, der politischen Partizipation in Parteien ebenso wie in Bürgerinitiativen oder Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs). Social Entrepreneurship ist eine weitere, und zwar eine besondere und hierzulande noch wenig in den Blick genommene Facette des Bürgerschaftlichen Engagements. Analog zum Ehrenamt schwingt eine sehr persönliche Komponente bei diesem Unternehmertum mit, das in der Regel auf einzelne Projekte und Vorhaben – eben Unternehmen – fokussiert ist und sich meist in Folge besonderer Erfahrungen sowie aufgrund einer spezifischen Betroffenheit entwickelt.

All dies und Vieles andere mehr war Grund und Anlass, das skizzierte Themenfeld in einer Seminarveranstaltung des Instituts für Politikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms Universität (WWU) näher zu beleuchten und dabei den spezifischen Persönlichkeitstypus des sogenannten Social Entrepreneurs – also des meist gesellschaftlich bereits hoch integrierten, über sein persönliches oder berufliches Wirken hinaus zusätzlich gesellschaftlich agierenden Unternehmers – zu untersuchen und gleichzeitig einige lokal und regional bekannte politische Akteure nach der Motivation für ihr gesellschaftlichen Engagements außerhalb ihres Mandates zu befragen.

Wichtig war es dabei auf eine breite Streuung der thematischen Schwerpunkte der Social Entrepreneurs wie der Aktivisten und Aktivistinnen aus dem politischen Umfeld zu achten. Deutlich werden sollte die Vielfalt des Engagements vor Ort, das häufig eben partei- und gesellschaftliche Milieus überschreitend gestaltet ist. Dazu gehörte auch, ganz bewusst engagierte Frauen einzuladen; denn gerade das zivilgesellschaftliche Engagement – insbesondere im Hinblick auf ein soziales Unternehmertum – ist in nach wie vor bemerkenswert geschlechterspezifisch differenziert, und zwar sowohl im Hinblick auf bevorzugte Aktivitätsfelder, als auch in Bezug auf die Rollen und Positionen in den Aktivitätsstrukturen.

Zielsetzung des Seminars und Readers

Die Zielsetzung des Seminars bestand in der Analyse der spezifischen Faktoren,

die Engagement als Social Entrepreneur oder als gesellschaftlich engagierter Politiker begründen, befördern und auch bei Rückschlägen und Enttäuschungen immer wieder neu motivieren. Hierbei kann es sich um situative oder biographische Incentives und Erfahrungen handeln; Momente individueller Betroffenheit wie auch individuellen Interesses kommt eine beachtliche Bedeutung zu. Es ging darum jene Faktoren aufzuspüren und in Erfahrung zu bringen, die möglicherweise als typisch und damit konstitutiv für individuell ausgeprägtes und vor allem handlungsleitendes Engagement in Gemeinschaft, Gesellschaft und Politik angesehen werden könnten.

Die Diskussionen der Seminarteilnehmer und Teilnehmerinnen mit den Gästen wurden im Seminarverlauf jeweils durch kleine studentische Arbeitsgruppen vorbereitet und durchgeführt; alternierend zu diesen Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen wurden in den Seminarveranstaltungen modular die theoretischen und konzeptionellen Grundlagen des übergreifenden Seminarthemas erarbeitet und ebenfalls von studentischen Arbeitsgruppen vorgestellt.

Der Suchraum für die Einladung in diesem Sinne „einschlägiger“ Seminar Gäste war die Region Westfalen und die Stadt Münster, die seit langem gerade für diesen Bereich des Bürgerengagements hoch entwickelt und in gewisser Weise auch beispielhaft sind. Region und Stadtraum gelten als überschaubar; gleichzeitig sind die gesellschaftlichen Kontexte plural gestaltet und milieudifferenziert. Vor allem die Universitätsstadt Münster verfügt über eine sehr bewusste und mit hohem Gemeinsinn ausgestattete Bürgerschaft, so dass die Sphäre der politisch verfassten Kommune und die Wirkungskreise der Stadtgesellschaft und damit die Felder und Aktionskreise für Bürgerengagement nach wie vor eng miteinander verflochten sind.

Die Ansprache geeigneter Gäste und Diskussionspartner brachte schnell das gewünschte Profil: Mit Frau *Wera Röttgering* (Gründerin und Leiterin des bekannten Vereins „Herzenswünsche e.V.“) und Frau *Dr. Gabriele Kahlert-Dunkel* (Vorsitzende des Vereins „Frauen u(U)nternehmen“) standen zwei profilierte weibliche Social Entrepreneur- Persönlichkeiten zur Verfügung. Gleiches galt für die Mitwirkungsbereitschaft der beiden hoch engagierten Politiker *Winfried Nachtwei* (ehem. MdB der Grünen und intensiv friedenspolitisch aktiv) und *Prof. Dr. Thomas Sternberg* (CDU-MdL im NRW Landtag und intensiv kulturpolitisch aktiv). Auch der bekannte Journalist und frühere WDR Moderator *Manfred Erdenberger* (Gründer der „Deutschen Initiative für den Nahen Osten –

DINO“) konnte als Gast und Gesprächspartner gewonnen werden.

Dank gebührt allen Gästen und DiskussionspartnerInnen der Seminarveranstaltung; ebenfalls den engagierten Studierenden, die die Sitzungen vorbereiteten, für diesen kleinen Reader dokumentierten sowie darüber hinaus mit der Organisation *Weitblick* auch ein konkretes Beispiel sozialen Unternehmertums aus dem studentischen Umfeld beigesteuert haben. Als Einstimmung ins Thema findet sich ein Überblick über das bürgerschaftliche Engagement hierzulande, dargestellt anhand der Ergebnisse des Freiwilligensurveys (*Sebastian Barnert*). Es folgt ein Blick zurück in die Geschichte des Sozialen Unternehmertums in Deutschland anhand der Kurzbiographien der Social Entrepreneurs Johann Heinrich Wichern und Franz Hitze (*Tobias Lewe*). Daran anschließend finden sich die Kurzportraits sowie die zum Teil leicht gekürzten Vorträge der Gäste des Seminars, als „Fallbeispiele“ eines sozialen wie politischen Unternehmertums, das seine Wurzeln in der Region und in der Stadt Münster hat, aber gleichzeitig den Vergleich mit den Vorbildern aus dem angelsächsischen Kontext nicht zu scheuen braucht.

Die Dokumentation des Seminars macht deutlich: Region und Stadt verfügen über große Potentiale für Engagement und Unternehmertum als Investition in Gemeinschaft und soziale Innovation. Es würde sich lohnen, diese an Ideen, Konzepten und kreativen Köpfen reiche Innovationslandschaft im Dienst der Weiterentwicklung unseres Gemeinwesens und unser Demokratie näher in den Blick zu nehmen. Für all diejenigen, die sich noch etwas tiefer mit dem Thema Soziales Unternehmertum und Social Entrepreneurship auseinandersetzen wollen, findet sich im Anschluss eine kleine annotierte Literaturübersicht.

Literatur:

Etzioni, Amitai, 1994: *Jenseits des Egoismus-Prinzips, Ein neues Bild von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft*, Stuttgart: Verlag Schäffer-Pöschel

Gensicke, Thomas et al., 2006: *Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2006: Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement*, Wiesbaden: VS-Verlag

Jonas, Hans, 1984: *Das Prinzip Verantwortung: Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*, Frankfurt: Suhrkamp Verlag

Engagementquoten und Engagementverhalten

Sebastian Barnert

Der Freiwilligensurvey ist eine vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Auftrag gegebene Studie, die erstmals 1999 durchgeführt wurde und seit dem alle fünf Jahre durchgeführt wird. Der Survey ist mit zuletzt etwa 20000 Befragten die derzeit umfangreichste Untersuchung zu freiwilligem, bürgerschaftlichem und ehrenamtlichem Engagement innerhalb der bundesdeutschen Zivilgesellschaft. Durch solide wissenschaftliche Datenerhebungen sollen Akteure aus Politik, Wirtschaft und dem dritten Sektor belastbare Anhaltspunkte für eine vernünftige strategische Ausrichtung erhalten.

Im Design des Surveys wird grundsätzlich zwischen freiwillig aktiven und freiwillig engagierten Personen unterschieden. Dieser Unterschied ist insofern wesentlich, als dass freiwillig aktive Personen als (möglicherweise nur) passive Mitglieder einer Vereinigung angesehen werden, während freiwillig engagierte Personen Ämter und konkrete Aufgaben, also direkte Verantwortung, in ihrer Organisation übernehmen.

Der Freiwilligensurvey 2004 zeigte, dass in der deutschen Bevölkerung ab 14 Jahren etwa 36% der Bürger freiwillig engagiert und weitere 24% zumindest freiwillig aktiv waren. 30% der Befragten gaben an, in keiner Weise freiwillig aktiv oder engagiert zu sein. Den größte Anteil der freiwillig engagierten Bürger verbucht der Bereich Sport und Bewegung in dem etwa jeder fünfte Befragte eine Aufgabe wahrnahm.

Nach dem organisatorischen Rahmen des Engagements unterschieden, stellen eingetragene Vereine mit etwa 43% den am stärksten vertretenen Organisationsrahmen. In Kirche und religiösen Vereinigungen waren etwa 15% der Befragten engagiert. Gleichauf befanden sich Selbsthilfegruppen/Initiativen/Projekte, in denen zusammengefasst ebenfalls etwa 15% der engagierten Bürger organisiert waren. Staatliche und kommunale Einrichtungen boten den Rahmen für etwa 10% des freiwilligen Engagements. Verbände stellten 2004 mit etwa 7% den fünftstärksten Organisationsrahmen.

In privaten Einrichtungen und Stiftungen, sowie in Parteien waren jeweils

etwa 3% der Befragten engagiert. Gewerkschaften waren mit 1,8% der Befragten und abnehmender Tendenz der am wenigsten frequentierte Organisationsrahmen der Befragung des Jahres 2004. Die Engagementquote im Sinne von konkret übernommener Verantwortung war 2004 bei den Männern mit 37,9% etwas höher als die der befragten Frauen (31,6%). Gefragt nach der Häufigkeit ihres Engagements gaben etwa 4% der Befragten an, täglich „im Einsatz“ zu sein. Knapp die Hälfte war mindestens einmal oder mehrmals pro Woche im Rahmen des freiwilligen Engagements aktiv.

Ein hohes Bildungsniveau begünstigt nach den Ergebnissen des Freiwilligen-survey freiwilliges Engagement. So waren unter den Befragten freiwillig engagierten Bürgern etwa 25% Prozent ohne Schulabschluss, während über 42% der freiwillig engagierten das erreichte Abitur bzw. ein abgeschlossenes Hochschulstudium angaben. Freiwilliges Engagement ist weiterhin offenbar verknüpft mit der Höhe des Haushaltseinkommens. Personen aus Haushalten mit hohem Haushaltsnettoeinkommen übernehmen häufiger freiwillig Aufgaben ohne dafür bezahlt zu werden. Die wichtigsten Gründe für freiwilliges Engagement waren das Bedürfnis die Gesellschaft zumindest im Kleinen mitzugestalten, sowie mit anderen Menschen zusammen zu kommen. Freiwilliges Engagement als Form von politischem Engagement war im Jahr 2004 für nur etwa einen von fünf Befragten ein zentrales Argument. Mehr als die Hälfte der Befragten gab an, dass politische Motive überhaupt keine Rolle bei der Ausübung ihrer freiwilligen Tätigkeit spielten.

Mit steigendem Lebensalter verändert sich die Motivation für ein freiwilliges Engagement. Sie liegt bei den jüngeren Befragten stärker im Gemeinschaftserlebnis und verändert sich im Verlauf des Lebensalters in Richtung einer eher aufgabenbezogenen Motivation.

Die meisten Befragten gaben an, von ihren Arbeitgebern eher wenig bis gar keine Unterstützung für ihr freiwilliges Engagement zu erfahren. Ausnahmen waren hier die Bereiche der beruflichen Interessenvertretung sowie freiwillige Tätigkeiten im Bereich des Rettungswesens und der freiwilligen Feuerwehr. Gefragt nach den Verbesserungswünschen an die Organisationen in denen das Engagement stattfand, war der häufigste geäußerte Wunsch der nach besserer finanzieller Ausstattung, gefolgt von besserer Bereitstellung von Räumen, Sachmitteln etc., sowie der Wunsch nach mehr oder besseren Fortbildungsmöglichkeiten.

Gefragt nach den Verbesserungswünschen an Staat und Gesellschaft, wurde am häufigsten der Wunsch nach besserer Information und Beratung über Möglichkeiten eines freiwilligen Engagements geäußert.

Was ist ein Social Entrepreneur?

Robert Stüwe

Social Entrepreneurship (dt. Soziales Unternehmertum) bedeutet unternehmerisches Handeln zu gemeinnützigen Zwecken. Der erwirtschaftete Gewinn mehren nicht den Reichtum des Unternehmers, sondern wird vollständig in den Aufbau von neuen bzw. den Erhalt von bestehenden Dienstleistungen investiert. Soziale Unternehmer überzeugen Menschen aus Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft von ihrem Projekt, deren Vermögen, Expertise und Einsatzbereitschaft sie zu einem Netzwerk bündeln, um sozialen Missständen vorzubeugen.

Beharrliche Eigeninitiative, lokale Prominenz und/oder politischer Einfluss ermöglichen es ihnen Bildungs-, Kultur- und seelsorgerische Angebote ins Leben zu rufen. Historisch eher in institutionelle Hierarchien eingebunden, arbeiten heutige soziale Unternehmer meistens unabhängig. Sie verschaffen wenig bekannten gesellschaftlichen Anliegen öffentliche Aufmerksamkeit und motivieren, vergessene Nöte benachteiligter Menschen zu lindern. Wenn staatliche Institutionen versagen, ist Social Entrepreneurship gefragt.

Pioniere des Social Entrepreneurship

Tobias Lewe

Social Entrepreneurship ist kein neues Phänomen: Bereits im 19. Jahrhundert finden sich Beispiele für soziales Unternehmertum. Beispielhaft sollen hierzu Franz Hitze und Johann-Hinrich Wichern vorgestellt werden, die auf diesem Gebiet Pionierarbeit leisteten. Der Protestant Wichern leitete in den 1830er Jahren ein Waisenhaus und gründete später das Johannes-Stift in Berlin. Hitze machte sich als Begründer des Volksvereins für das katholische Deutschland im Jahr 1890 einen Namen.

Johann Hinrich Wichern (*1808 +1881)

1808 wurde Johann Hinrich Wichern als Sohn eines angesehenen Geschäftsmanns und Notars in Hamburg geboren. 1823 starb sein Vater im Alter von 38 Jahren an einer Lungenkrankheit. Er hinterließ der Frau und den sieben Kinder kein Vermögen. Die Familie zog in eine kleine Wohnung, vermietete ein Zimmer und Frau Wichern handelte mit Wollwaren. Wichern gab Nachhilfeunterricht, um seine Mutter zu unterstützen.

Nach dem Abitur begann er, an der Universität Göttingen Theologie zu studieren, nach zwei Jahren wechselte er nach Berlin. Nach drei Studienjahren wurde er Oberlehrer an einer Sonntagsschule im Hamburger Stadtteil Sankt Georg, an der er Kinder aus ärmlichen Verhältnissen unterrichtete. Wichern warf der Amtskirche und dem Hamburger Senat aufgrund seiner Erfahrungen in dieser Zeit vor, zu wenig für Volksbildung und Linderung der sozialen Not zu tun.

Auf Basis seiner Erlebnisse verfasste er sein erstes Werk „Hamburgs wahres und geheimes Volksleben“ und machte damit die herrschende Armut öffentlich. Wichern wollte jedoch nicht die Gesellschaftsformen verändern. Er akzeptierte die ständische Gliederung und die Autorität der Obrigkeit. Aus eigener Erfahrung sah er auch Armut nicht als etwas „Empörendes“ an. Vielmehr sah er seinen Auftrag in der Bekämpfung von Dumpfheit, Resignation und Selbstaufgabe.

Besonders die steigende Zahl von verwaorlosten Kindern in St.Georg gingen Wichern sehr nah.

Mit finanzstarken Mitstreitern gelang es Wichern 1832, in Hamburg-Horn das „Rauhe Haus“ zur Rettung verwaorloster Kinder zu errichten. Waisenkinder fanden hier bis zur Konfirmation eine Kombination aus Schul- und Arbeitserziehung, Geborgenheit und familienähnlichem Zusammenhalt. Das Projekt finanzierte sich ausschließlich durch Spenden. 1833 übernahm Wichern die Leitung und seine spätere Ehefrau Amanda Böhme die hauswirtschaftliche Leitung des „Rauhen Hauses“.

Wichern sprach in dieser Zeit an vielen deutschen Universitäten vor Studenten und anderen Interessierten. Im Herbst 1844 veröffentlichte er außerdem die erste Ausgabe der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Haus“. Die Zeitschrift beschäftigte sich mit dem „Rauhen Haus“, sowie einer Vielzahl von sozialen Themen. Wichern organisierte und institutionalisierte einige ihm nacheifernde Vereine und einte sie in der „Inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche“.

Anfang der 1850er Jahre wurde er vom preußischen König mit der Reformierung der preußischen Gefängnisse und der Ausbildung des Vollzugs-Personals beauftragt. Die Lage in den Gefängnissen war katastrophal: Die hygienischen Umstände gefährdeten die Gefangenen und die Aufseher waren meist ehemalige Militärs, die sich mit Gewalt durchsetzten. Wichern griff auf seine Erfahrungen im „Rauhen Haus“ zurück und reformierte den Gefängnis-Alltag.

Schließlich gründete er das Johannes-Stift in Berlin. Dieses sollte Brüderhaus nach Vorbild des „Rauhen Hauses“ Ausbildungsstätte für evangelische Männer jeglichen Standes und Zentrum für diakonische Arbeit sein. Die Arbeit sollte sich nicht auf Berlin beschränken, sondern ein überregionales Zentrum bilden. Im Johannes-Stift wurden Berufe in der Erziehung, der Armen- und Krankenpflege sowie dem Gefängnisdienst gelehrt. Die ausgebildeten Kräfte sollten insbesondere im Ausland tätig werden und damit Wicherns Konzept verbreiten. Noch heute besteht ein Wichern-Kolleg im Johannes-Stift, das sich der Ausbildung von Diakonen widmet.

Im Deutsch-Dänischen und Deutschen Krieg 1864 und 1866 sah Wichern vor allem das Leid der Betroffenen. Mit seinen Mitstreitern aus Hamburg und Berlin richtete er eine Hilfseinrichtung für Soldaten an der dänischen Grenze ein. 1866 bot er seine Hilfe an der preußisch-österreichischen Front unter dem Namen

„Felddiakonie“ an. Zu seinen Aufgaben zählten die Versorgung von Verwundeten und die Seelsorge für die Soldaten. Dies führte Wichern im deutsch-französischen Krieg 1870/71 fort.

Wichern war Mitte der 1870er Jahre von jahrzehntelanger Überarbeitung gezeichnet. Er beschloss, sich aus dem preußischen Staatsdienst zurückzuziehen und wieder die Leitung des „Rauhen Hauses“ zu übernehmen. Schlaganfälle schwächten ihn zunehmend und er zog sich immer weiter zurück. 1881 starb Wichern im Alter von 70 Jahren.

Franz Hitze (*1851 +1921)

Franz Hitze besuchte das Gymnasium Theodorianum in Paderborn und studierte anschließend Philosophie und Theologie in Würzburg. 1877 beendete er sein Studium und veröffentlichte seine erste Arbeit „Die soziale Frage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung“.

1878 wurde Hitze in Paderborn zum Priester geweiht, fand aber vorerst keine Anstellung. Als Übergangslösung sandte ihn sein Bischof nach Rom. Dort beschäftigte er sich nicht vorrangig mit seinem Studium, sondern mit sozialen Themen. Nach zwei Jahren hatte er ein Manuskript mit dem Titel „Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft“ fertiggestellt.

Die damals von Ferdinand Lasalle und Karl Marx propagierte Form des radikalen Sozialismus lehnte Hitze ebenso ab wie die liberaleren Gedanken von Hermann Schulze-Delitzsch. Er hielt ihnen eine neue Form vor, die er als christlichen Sozialismus bezeichnete. So prangerte er das soziale Ungleichgewicht in der neuen industriellen Klasse an und mahnte zur Wiederherstellung einer demokratisierten Form der mittelalterlich-zünftigen Gesellschaftsordnung.

1880 wurde Hitze Generalsekretär des Verbandes „Arbeiterwohl“, in dem katholische Industrielle vereint waren, die sich für die Belange ihrer Arbeiter einsetzten. Er wohnte mit dem Fabrikanten Franz Brandts und seiner Familie unter einem Dach in Mönchengladbach und gewann so Einblicke in die Lebenswelt der Arbeiter und eines Unternehmers. Über die Verbandszeitschrift von „Arbeiterwohl“ eröffnete Hitze ein Forum für Sozialpolitik in Deutschland.

Brandts trat als Mentor Hitzes auf. Es gelang ihm, seinen Zögling über die Zentrums-Partei in wichtige Mandate zu heben. 1882 wurde Hitze Mitglied des

preußischen Landtags (mit Unterbrechungen bis 1912) und 1884 Mitglied des Reichstags (bis 1918).

Zunächst war die Zustimmung zu Hitze jedoch verhalten, da man in ihm einen „Sozialisten im christlichen Gewand“ vermutete. Mitte der achtziger Jahre hoffte man aber, mit ihm den schwachen sozialpolitischen Flügel der Zentrum-Partei stärken zu können, um so auf Stimmenfang zu gehen.

Hitze selbst stand zunächst für eine Totalreform der Gesellschaft und des sozialen Gefüges. Mit einer derartigen Position stand Hitze innerhalb seiner Fraktion aber allein auf weiter Flur. Als es mit den führenden Mitgliedern der Zentrumsfraktion zu einer Auseinandersetzung kam, wandelte sich Hitze vom Theoretiker zum handelnden Sozialpolitiker. Er wandte sich der Lösung konkreter Teilprobleme zu.

Hitze gründete bedeutende katholische Organisationen, die sich mit der Arbeiterwohlfahrt beschäftigten. Er wirkte unter anderem an der Neuorganisation der heutigen „Caritas“ mit. 1890 begann Hitze sein Engagement in dem von ihm mitbegründeten Volksverein für das katholische Deutschland in Mönchengladbach. Dieser Volksverein avancierte zu einer bedeutenden Massenorganisation. Die Zielsetzung war eine christliche Sozialreform, die vor allem dem aufstrebenden Sozialismus entgegen gesetzt wurde. Hierzu verwandte man Schriften, bot Kurse an und informierte mit Flugblättern in Millionenaufgaben, was im 19. Jahrhundert eine Besonderheit war.

Die Zentrale des Volksvereins stellte bald hauptamtliche Kräfte ein, zu denen auch etliche promovierte Nationalökonomien gehörten, aus deren Reihen viele Sozialpolitiker der Zentrum-Partei hervorgingen. Man entwickelte eine naturrechtlich fundierte Gesellschaftstheorie, auf deren Basis man staatliche Sozialpolitik, gewerkschaftliche Organisationen und sogar das Streikrecht der Arbeiter durchzusetzen versuchte. Für die Zentrum-Partei bot der Volksverein eine große Hilfe bei der Wahlkampforganisation, da die Partei über keinen ausgeprägten Unterbau verfügte.

Die Stadt Mönchengladbach wurde zum Zentrum des Sozialkatholizismus im Kaiserreich. Hitze unterstützte aber auch weiterhin den Caritas-Verband, der in Freiburg seine Zentrale errichtete. Hitze selbst war hauptsächlich für die Bildungs- und Schulungsarbeit des Verbands zuständig. Er leitete praktisch-soziale Kurse mit bis zu 1.000 Teilnehmern. Im Rahmen dieser Kurse vermittelte er staatsbürgerliche und sozialwissenschaftliche Inhalte. Hitze beschränkte sein

Engagement nicht nur auf seinen Verein, sondern wurde auch in vielen anderen parteiunabhängigen Vereinigungen Mitglied.

1893 wurde Hitze als Professor für „christliche Gesellschaftslehre unter Berücksichtigung der Seelsorge“ an die damalige königliche Akademie Münster, die heutige Westfälische Wilhelms-Universität, berufen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehörten dem Volksverein annähernd 800.000 Mitglieder an. Zunehmend schwieriger wurde es aber durch eine Auseinandersetzung mit dem Berliner Verband katholischer Arbeitervereine. Eigentlich trat man für die gleichen Belange ein. Der Streitpunkt zwischen den Verbänden war die Frage, ob man als Katholik auch in einer interkonfessionellen Gewerkschaft mitarbeiten dürfe. Hitze und sein Volksverein standen auf dem Standpunkt, dass man sich in interkonfessionell-christlichen Gewerkschaften zusammenschließen solle, da man das eigene Stimmgewicht so erhöhen könne. Er sah sich in dieser Annahme auch deshalb bestätigt, da diese Gewerkschaften zahlenmäßig wesentlich stärker aufgestellt waren.

Der Berliner Verband konnte jedoch darauf verweisen, dass man die Position des Vatikans vertrete. Hitze selbst musste in dieser Auseinandersetzung heftige Attacken über sich ergehen lassen. Erst als Papst Pius X. 1912 die Mitgliedschaft katholischer Arbeiter in interkonfessionellen Gewerkschaften zuließ, ebnete der Streit ab. Dieser Streit und eine Herzerkrankung zwangen Hitze dazu, sein Engagement bereits zu diesem Zeitpunkt stark einzuschränken. Franz Hitze starb am 20. Juli 1921.

Literatur:

Baum, Karl-Heinz (2008): Johann Hinrich Wichern und seine Zeit. unter http://www.wichern2008.de/Baum_2_korr__2_.pdf (zuletzt abgerufen am 18.11.2010 um 07:06)

Herrmann, Volker, Gohde, Jürgen, Schmidt, Heinz (Hrsg.) (2007): Johann Hinrich Wichern - Erbe und Auftrag: Stand und Perspektiven der Forschung. Heidelberg

Schambach, Sigrid (2008): Johann Hinrich Wichern. Hamburg

Große Kracht, Hermann-Josef (2006) (Hrsg.): Franz Hitze Sozialpolitik und So-

zialreform. Paderborn

Morsey, Rudolf (2001): Franz Hitze Sozialreformer und Sozialpolitiker. Münster

Peters, Michael (2009): Franz Hitze und die Sozialpolitik des politischen Katholizismus im Deutschen Kaiserreich. Münster

Wera Röttgering – „Herzenswünsche e.V.“



Wera Röttgering ist Gründerin und Vorsitzende des Vereins „Herzenswünsche e.V.“ in Münster. Der 1990 gegründete Verein erfüllt die Wünsche von schwerkranken Kindern und Jugendlichen, und unterstützt gleichzeitig deren Familien. „Herzenswünsche e.V.“ wurde mehrfach mit Auszeichnungen geehrt. Frau Röttgering selbst wurde bereits mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und im Jahr 2004 zur „Frau des Jahres“ gewählt.

„An seine eigene Schulter kann man sich nicht anlehnen! Wenn Herz auf Kopf trifft!“

„Es ist 25 Jahre her, dass meine beste Freundin Annette an Krebs erkrankte. In der Zeit in der ich aufgewachsen bin, wurde die Diagnose Krebs nicht sehr offen diskutiert. Ich selbst war mit diesem Thema eigentlich nicht näher konfrontiert worden, bis meine Freundin ungewohnt offen damit umging. Mehrere Jahre kämpfte sie erst gegen Darmkrebs, dann gegen Brustkrebs und dann war der Feind im ganzen Körper. Annette merkte, dass der Weg immer schwieriger wurde und bald verlor sie die Hoffnung auf Heilung. Wie ich ihr Mut machen konnte, wusste ich nicht, außer, dass ich mir Zeit nahm für Besuche, für gemeinsame Unternehmungen, für Fragen, aber einen Rat hatte ich leider nicht.

In einem dieser Gespräche kam sie selbst auf die Idee, dass ihr ein Ziel fehlte, ein Licht am Ende des Tunnels: „Ich brauche ein Ziel, um wieder gesund zu werden, etwas, für das es sich lohnt zu kämpfen!“

In den darauf folgenden Tagen las ich in der Zeitung, dass es in den USA eine Organisation gibt, die „MAKE A Wish“ heißt. Dieser Verein erfüllt schwerkranken Kindern und Jugendlichen lang ersehnte Herzenswünsche. Mich sprang dieses Thema an und kreiste nun in meinem Kopf. Ich schnitt den Artikel aus der Zeitung aus und brachte ihn Annette ins Krankenhaus mit. Ihre Reaktion war

eindeutig positiv, sie setzte sich auf und sagte: „Das machst du sofort. Suche dir Freundinnen, die das mit dir aufbauen, mein Ziel wird sein wieder gesund zu werden und euch dabei zu helfen!“ Nun hatten wir endlich ein Thema, welches mit ihrer Krankheit nichts zu tun hatte, wir schmiedeten Pläne, wen wir ansprechen könnten und wie unsere Vorgehensweise sein sollte.

Freundinnen und ich verabredeten uns mit dem leitenden Professor der Kinderonkologie in der Uniklinik Münster, um ihn zu fragen, was er von dieser Idee hielt. Er hatte auch seinen Kinderpsychologen dabei, und beide schauten uns kritisch an. Ihre Skepsis war deutlich spürbar. Erst später erfuhren wir, dass es fast täglich Besucher gab, die mit einer guten Idee auf die Krebsstation kamen, dann aber nach kurzer Zeit feststellten, dass sie sich zu viel vorgenommen hatten. Sie kamen nicht wieder und hinterließen enttäuschte Kinder.

Auch wir wussten nicht, was auf uns zukam, sodass wir beschlossen, in winzig kleinen Schritten und an der Hand des Psychologen unsere Arbeit zu beginnen. Eine Ballonfahrt, ein Rundflug, ein Zoobesuch, ein Besuch beim Musical „Starlight Express“ in Bochum, alles sehr überschaubare Wünsche schwer kranker Kinder und Jugendlicher, für uns gut finanzierbar. So sah unser Engagement im Jahr 1990 aus.

Unser Durchhaltevermögen machte Menschen aus unserem Freundeskreis auf unsere Aktion aufmerksam und plötzlich gaben uns Mitmenschen kleine Geldspenden. Annette begleitete von ihrem Krankenbett aus unsere Bemühungen und so langsam wurde klar, dass die kleinen neuen Freunde in der Klinik fest auf uns zählten und wir gar nicht mehr aufhören konnten. Auch die Ärzte und Krankenschwestern hielten uns bald für eine verlässliche Anlaufstelle für ihre Sorgen.

Langsam wurde deutlich, dass wir einen Verein gründen müssten, denn nur so konnten wir den ordnungsgemäßen Umgang mit Spenden garantieren. Antje Vogel, auch eine Freundin von Annette, entwarf das inzwischen sehr bekannt und beliebte Bärchen und das Logo des Vereins „Herzenswünsche e. V.“. So formte sich aus all diesen Menschen, die den Weg mit uns gingen und gehen, ein tragfähiges Netzwerk.

Andere Menschen aus vielen Städten meldeten sich, auch sie wollten sich sinnvoll einklinken und unseren Namen „Herzenswünsche e.V.“ mitbenutzen. Wir saßen viele Stunden in kleinen und größeren Runden zusammen und entwarfen eine „Vereinsphilosophie“, um zu vermeiden, dass jeder einfach „so sein

Ding machte“, um vielleicht lediglich seine persönliche Eitelkeit damit zu bedienen.

Denn das hatten wir schnell heraus gefunden: zu Prominenten zu fahren und sich mit diesen fotografieren zu lassen, dazu hatten viele große Lust. Die eigentliche Arbeit von „Herzenswünsche“ war jedoch, Kinder und Jugendliche zu besuchen, mit Ärzten zu sprechen, Hintergründe auszuleuchten und wirklich herauszufinden, ob es sich um einen Kinderwunsch handelte, oder ob der Papa oder der Opa zu einem Autorennen der Formel Eins möchte und nicht der kleine Patient.

Das ist auch heute unser Hauptanliegen. Auch ist wichtig, dass wir Spendengelder für Familien einsetzen, die dies selbst wirklich nicht leisten können! Wir stellen aber auch gerne unsere guten Kontakte zur Verfügung, wenn Eltern die Kosten für die Wünsche ihrer Kinder selbst übernehmen können. Hierfür braucht man gute Informationen und ein gewisses Fingerspitzengefühl.

Dramatisch ist es, wenn Ehen an der Krankheit eines Kindes scheitern, Väter weggehen, weil sie dem Sorgendruck nicht mehr gewachsen sind. Diese allein-erziehenden Mütter haben bei uns immer Vorrang, denn oftmals gibt es noch mehrere Geschwister, die betreut werden müssen. Die ganze Welt dieser Familien gerät ins Wanken, die Kraft reicht nicht aus, um an allen Fronten (Vermieter, Arbeitsplatz, Sozialamt, Krankenkassen) zu kämpfen. Wenn wir hier ein wenig Luft verschaffen können durch eine erholsame Verschnaufpause, durch einen kleinen Urlaub, ein langes Wochenende, oder aber durch die Übernahme der letzten Stromrechnung... Es ist unglaublich, wie nahe zum Teil die pure Not ist.

Oft werden wir gefragt, wie haltet ihr das aus? Gute Frage, eine richtige Antwort müsste heißen: Durch Sie alle! Durch, wie es die Amerikaner nennen, ein sinnvolles Networking. Durch erst einmal überzeugenden Einsatz für die Kinder, durch Transparenz in Finanzdingen, durch absolute Verlässlichkeit unserer Partner und durch den Glauben daran, dass es manchmal kleine Wunder gibt.

Wir arbeiten mit ca. 140 Kliniken bundesweit zusammen. Die Anregungen und Hinweise auf erkrankte Kinder und Jugendliche bekommen wir aus diesen Krankenhäusern von Ärzten, Therapeuten, Krankenhauslehrern und Krankenschwestern und Pflégern. Wir sind 70 Mitarbeiter, 67 davon sind ehrenamtlich tätig, 3 arbeiten hauptamtlich in unserem Büro. Für mich der schönste und beste Arbeitsplatz der Welt.

Wir haben mit unserer damaligen First Lady, Frau Christiane Herzog „Kli-

makuren“ für Mukoviszidosekranke auf Gran Canaria aufgebaut und durch dieses Netzwerk können wir es leisten, dass mit der Unterstützung von Air Berlin 80 Mukopatienten mit je einer Begleitung pro Jahr zu einer 4-wöchigen „Klimakur“ nach Gran Canaria reisen. Dass außerdem weitere 500 Herzenswünsche erfüllt werden, dass Musiktherapeuten und Clowns in den Kliniken finanziert werden und, dass inzwischen 140 Laptops, die die erkrankten Kinder und Jugendlichen nutzen können, in verschiedenen Kliniken vernetzt wurden. Wir arbeiten gemeinsam mit Frau Köhler daran die Kinder zu erreichen, die unter ganz seltenen Krankheiten leiden, die fast niemand kennt, wodurch die Betroffenen keine Lobby für ihr Anliegen haben. In unserer Betreuung haben wir viele tausend schwer erkrankte Kinder bundesweit. Ihre Eltern würden sich von allein niemals an uns wenden, weil sie denken, dass unser Einsatz nur für krebskranke Kinder angeboten wird. Hier gilt es, für mehr Gerechtigkeit zu sorgen.

Über die Jahre haben wir durch unsere Arbeit ein tragfähiges und weitreichendes Netzwerk aufgebaut, um möglichst viele Wünsche erfüllen zu können. Wenn es beispielsweise darum geht, einen Weißkopfadler in freier Wildbahn zu beobachten, dann rufen wir Jupp in den Vereinigten Staaten an. Wenn ein schwer herzkranker Junge aus Münster den Papst in Rom trifft, dann haben das die Lions-Damen aus Osnabrück ermöglicht. Wenn wir das Ferrari-Werk in Maranello besuchen möchten, dann hat der Isländische Botschafter seine Finger im Spiel und wenn ein schwerstkranker Junge einmal bei den Dreharbeiten zum neuen James-Bond-Film dabei sein möchte, dann kann das der Sony-Chef in Berlin ermöglichen. Wenn ein Bus mit der Herzenswünsche-Bemalung durch Münster fährt, dann haben die Stadtwerke dieses wunderbare Angebot gemacht. Wenn Sie einmal Kinder mit „Herzenswünsche“-Socken sehen, so ist das die Idee von NUR DIE in Rheine gewesen, wenn es Golfbälle mit unserem Logo gibt, dann war das die Idee von einer begnadeten Golfspielerin aus Münster. Auf diesem Weg halten uns viele Menschen mit Herz den Rücken frei für unsere eigentliche Aufgabe: Wir kümmern uns um schwer kranke Kinder.

Wenn uns wieder jemand fragt: „Wie haltet ihr das nur aus?“ Dann wird die Antwort lauten: „Nichts zu machen, das hält man nicht aus, aber man kann immer etwas machen und wir haben unendlich viele liebevolle Menschen an unserer Seite, die uns stärken. Wir sind also nicht allein.“

Wenn die 17-jährige Anne in einem sehr zu Herzen gehenden Aufsatz über ihr Leben schreibt: „Ich weiß, wie schlecht es um mich steht, aber seit ich ,Her-

zenswünsche‘ begegnet bin, habe ich mich aber jetzt für das ‚KÄMPFEN‘ entschieden, denn Ihr habt mir gezeigt, wie schön das Leben ist. Ihr gebt mir Beachtung, Anerkennung und Liebe und eure Freundschaft.“ Wahrscheinlich ist dies die Erklärung dafür, dass unsere Kraft nie versiegt, denn die Kinder füllen unsere Batterie immer wieder auf.

Für unsere Arbeit haben wir schon viele Preise bekommen, über die wir uns natürlich immer freuen. Dennoch blieb nach jeder Anerkennung das Gefühl einer gewissen Zurückhaltung. Denn wir wissen, dass nicht WIR die Helden sind, sondern „unsere“ Kinder und deren Eltern. Warum spricht niemand über das, was Krankenschwestern und Pfleger, Ärztinnen und Ärzte und Freunde der Familie leisten?

Das wollten wir ändern. Wir schrieben viele tausend unserer Kinder an, um sie um ihre Hilfe bei der Suche nach „Helden“ zu bitten. Wir fragten: “Wer hat euch in der Phase eurer Krankheit ganz besonders liebevoll begleitet?“ Die Kinder durften in jeder Kategorie 3 Vorschläge machen: Eltern, Ärzte--Krankenschwester-Pfleger!

Wir bekamen unendlich viele Rückmeldungen verbunden mit vielen persönlichen Nachrichten, wie es den Kindern jetzt geht, welche Rolle „Herzenswünsche“ in ihrem Leben spielt und eine genaue Beschreibung, warum gerade diese Krankenschwester, dieser Pfleger, dieser Arzt ganz besonders gelobt werden sollte.

Eine Jury konnten wir nicht sein, denn jede Meldung war wichtig, so viele Helden waren also für uns bislang unentdeckt geblieben. Mutig zogen wir aus drei Töpfen und luden alle ein, die gewählt wurden, und die, die diese vorgeschlagen hatten.

Der Rathaussaal in Münster war gefüllt mit Menschen, die unserer Arbeit nahe stehen. Wir hatten junge Musiker von „Jugend musiziert“, ein Moderator vom WDR führte durch den Abend und dann kamen Menschen auf die Bühne, die unsagbares Leid erfahren hatten, aber eine große Lebensfreude ausstrahlten. Schwester Magret von der onkologischen Kinderstation Münster wurde von so vielen Kindern vorgeschlagen, dass man gar nicht an ihr vorbei greifen konnte. Sie erzählte, dass sie doch einfach nur ihre Pflicht getan hätte. Dr. Maass aus Stuttgart wurde geehrt, weil er, wie sein junger Patient erzählte, ihn ernst genommen und stets zugehört hätte. Ein Vater, der schon eine Tochter an der gleichen Krankheit verloren hatte, wurde von seinem Sohn vorgeschlagen. Er ver-

stand die Ehrung seiner Leistung gar nicht. Er meinte, dass dies schließlich seine Pflicht gewesen sei!

Da waren sie also, unsere Helden, die stellvertretend für alle geehrt und gelobt wurden. Frau Eva Luise Köhler, mit der wir gern und lange zusammen arbeiten, hatte für diesen Abend die Schirmherrschaft übernommen. Sie war so beeindruckt von dieser Aktion, dass sie alle Preisträger mit ihren Familien und auch die Kinder, die diese Preisträger vorgeschlagen hatten, zu sich ins Schloss Bellevue einlud. Nicht zur Gartenparty des Bundespräsidenten, sondern zu einem privaten Treffen! Dies war der absolute Höhepunkt dieser Ehrung. Welch eine Anerkennung, welch ein Gefühl des Zusammengehörens. Ein kleines Mädchen brachte es auf den Punkt: WIR SIND HERZENSWÜNSCHE!

Haben uns die vergangenen 20 Jahre verändert? Ja, ganz bestimmt. Wir fällen unsere Entscheidungen mit viel Leidenschaft, mit Herzblut und mit Verstand. Das Bauchgefühl weist uns den Weg zu den Dingen, für die wir innerlich brennen. Sich dafür zu entscheiden, eine Vision zu entwickeln, dranzubleiben, dafür benötigen wir auch Disziplin und einen klaren Kopf! Das ist dann der Weg zum Verschenken von Glück für Kinder und Jugendliche, die keine gesicherte Zukunft haben, die nicht wissen, ob sie es einmal zu einer Ausbildung oder zum Studium schaffen, zu einem guten Arbeitsplatz, zu einem unbelasteten Leben!“

Silke Böttcher (Studentin) über das Engagement von Frau Röttgering:

„Es hat mich zutiefst beeindruckt, mit wie viel Engagement und Herzblut Frau Röttgering bei der Sache ist. Trotz des großen Leides, das Sie im Zuge Ihres Engagements sieht, hat Sie sich in Ihrer Intention nicht beirren lassen. Ganz im Gegenteil; sie hat mit Ihrem Verein eine Lücke geschlossen, bei der sich der Staat nicht verantwortlich fühlt oder fühlen kann und wo den Möglichkeit der Betroffenen Grenzen gesetzt sind. In einer Gesellschaft, in der sich oft jeder nur selbst am nächsten ist, geht Frau Röttgering als leuchtendes Beispiel voran und signalisiert uns, wie wichtig der Beitrag jedes Einzelnen sein kann.“

Manfred Erdenberger – „Deutsche Initiative für den Nahen Osten“



Manfred Erdenberger, geboren 1941 in Münster (Westfalen), wurde als WDR-Hörfunk- und Fernsehjournalist bekannt. Er war u.a. politischer Chefkorrespondent des WDR. Im Rahmen seiner journalistischen Arbeit bereiste er regelmäßig die Länder des Nahen Ostens. 2006 gründete er die überparteiliche, interreligiöse "Deutsche Initiative für den Nahen Osten" (DINO), deren Ziel es ist, Verständnis für die komplizierten Zusammenhänge im Nahen Osten zu schaffen und zur Friedenslösung beizutragen. Für seinen Einsatz für die Friedensbemühungen im Nahen Osten wurde Erdenberger 2007 der Crusaders Medal Award von Patriarch Gregor III. Laham verliehen.

„Die Mitglieder von „DINO“ sind sehr unterschiedliche Personen mit sehr unterschiedlicher Herkunft, aber sie haben ein gemeinsames Ziel“

„Grundlage für die Überlegungen zum Projekt „DINO“ waren viele Gespräche, die ich als langjähriger Chefredakteur und Politischer Chefkorrespondent des WDR sowie als Ritter des Lazarus Ordens mit Vertretern aus Politik und Kirchen geführt habe. Dabei ging es um die Frage, ob es nicht einen Weg gibt, Initiativen für den Nahen Osten aus Deutschland öffentlich zu begleiten und zu unterstützen.

Geprägt durch meine ständigen Reisen in und meine Berichterstattung aus dem Nahen Osten in den letzten zehn Jahren, habe ich angeregt, einen Freundeskreis Gleichgesinnter zu gründen, der den Prozess zu Frieden und Ausgleich im Nahen Osten konstruktiv begleitet: DINO. Diese Initiative will einmal im Jahr die Situation im Nahen Osten öffentlich rekapitulieren und auf Möglichkeiten zu Fortschritten hinweisen.

Dieser Kreis soll sich bei aktuellen Anlässen überparteilich und interreligiös zu Entwicklungen und Ereignissen im Nahen Osten öffentlich zu Wort melden und den für alle Parteien im Nahen Osten schwierigen Prozess der Annäherung moderierend unterstützen.

Im Kern geht es um den andauernden Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern, aber auch um die Situation in den Nachbarstaaten von Ägypten über den Libanon, Jordanien und Syrien bis hin zu den Vorgängen im Irak und Iran. Mit anderen Worten: Es muss ein stärkerer Fokus auch auf die Anrainerstaaten in der Region gelenkt werden. Es geht darum, die Probleme auf der täglichen Agenda und im Blickfeld der Öffentlichkeit zu halten.

Vor diesem Hintergrund will DINO – fern von (partei-)politischen Stellungnahmen und Einflüssen – mit einem Netzwerk engagierter Menschen aus allen Bereichen den Versuch unternehmen, durch engagierte Aufklärungsarbeit das Verständnis für die komplizierten Zusammenhänge zu fördern, Vorbehalte aller Art und Intoleranz abzubauen und Chancen der Annäherung unter den streitenden Parteien auszuloten und zu unterstützen

Dabei sind die persönlichen Kontakte aller Mitglieder der DINO-Initiative von unschätzbarem Wert und haben in der Bündelung ein besonderes Gewicht. Vorträge, Interviews, Erklärungen jenseits der bekannten Stellungnahmen der Politiker und der Militärs, Podiumsdiskussionen und direkte Gespräche können unserer Auffassung nach einen wichtigen Beitrag leisten – und zwar in der Öffentlichkeit wie im Hintergrund. Mit dem Sitz der Initiative und den Jahrestreffen in Münster knüpfen wir an die Tradition des Westfälischen Friedens von 1648 an, der Europa nach einem verheerenden 30-jährigen Krieg den ersehnten Frieden brachte und die politischen wie religiösen Verhältnisse neu ordnete.

Mitglieder der Initiative „DINO“ sind sehr unterschiedliche Personen mit verschiedenster Herkunft, aber sie haben gemeinsame Ziele, in denen die Wechselwirkung von Vita und Engagement deutlich wird. Ein Beispiel ist der Bethlehemer Pfarrer der evangelisch-lutherischen Weihnachtskirche und Direktor des Internationalen Begegnungszentrums, Dr. Mitri Raheb. Er ist gebürtiger Christ und Palästinenser und lebt, wie seine Familie seit ewigen Zeiten mitten in der Krisenregion. Er wurde im November 2006 vom Zentralinstitut Islam-Archiv-Deutschland in Soest mit dem renommierten „Tschelebi-Friedenspreis“ ausgezeichnet. Im September 2008 erhielt er außerdem den „Aachener Friedenspreis“. In beiden Fällen wurde der unermüdliche Einsatz des Bethlehemer Pfarrers für

Friedenslösungen im Nahen Osten und seine ganz persönlichen Bemühungen um eine Verbesserung der Lebenssituation der betroffenen Menschen in der Region gewürdigt.

Nicht zu vergessen ist Avi Primor, langjähriger Botschafter Israels in Deutschland. Er ist ein kritischer Augen- und Ohrenzeuge, als Diplomat in Deutschland und als Direktor des Zentrums für Europäische Studien in Herzliya. Primor arbeitet mit Universitäten in Jordanien und in Ost-Jerusalem zusammen. Zwei engagierte „Start-Mitglieder“ hat die Initiative leider früh verloren: Ex-Bundespräsident Johannes Rau und Paul Spiegel, der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, der bis zum seinem Tode im April 2006 Mitglied war.

Wenig später wurde der Kreis erweitert um Seine Seligkeit Gregorios III., Griechisch-Katholischer Patriarch von Antiochien und dem ganzen Orient, von Alexandrien und von Jerusalem. Seine Begründung für die Mitgliedschaft: „26 Jahre im Heiligen Land sind für mich Engagement für diesen gewünschten Frieden, der der Schlüssel ist für den Frieden im Nahen Osten und in der ganzen Welt“.

Nach intensiven Gesprächen hat sich Anfang April 2007 auch Muhammad Salim Abdullah, der frühere Seniordirektor des Zentralinstituts Islam-Archiv-Deutschland, bereit erklärt, der Initiative als Mitglied beizutreten. Damit ist erstmals auch ein Vertreter der Muslime in der Initiative vertreten.

Alle Mitglieder haben durch ihre Vita oder ihre aktuelle Tätigkeit Bezüge zur Region des Nahen Ostens. Dies gilt auch für mich. Ich habe sehr früh in meiner journalistischen Arbeit erste Begegnungen mit der Region und den Menschen dort gehabt: Auf einer Bus-Reise nach Teheran bin ich auf dem Rückweg über Damaskus auf den damals bereits von UNO-Friedenstruppen kontrollierten Golan-Höhen gewesen. Das bis heute vollständig zerstörte Dorf Kuneitra ist von Anfang an von den Syrern als „Propagandamittel“ eingesetzt worden. Die Zerstörung des Dorfes, insbesondere des Friedhofs mit geöffneten Gräbern, dem Krankenhaus und vieler anderer Gebäude, war damals ein Schock.

Als Chef vom Dienst war ich ab 1982 für unsere Auslandskorrespondenten verantwortlich. 1990 war ich Moderator des ersten Fernseh-Morgenmagazins, das anlässlich des ersten Golf-Krieges berichtete. Wochenlang erlebte ich jeden Morgen den schrecklichen Krieg mit all seinen Folgen mit. 1995 nahm ich an einer dreiwöchigen Reise mit dem damaligen NRW-Ministerpräsidenten Johannes Rau durch mehrere Länder der Region teil: Hautnah an den Stätten der Konflik-

te.

All diese Eindrücke, ebenso wie viele spätere Reisen und Treffen in der Region, haben meine Sichtweise nachhaltig geprägt und motivieren mich bis heute für das Engagement bei DINO. Reisen bildet, so sagt man gemeinhin. Aber Reisen bildet auch Meinungen. Das begann bei mir übrigens schon 1976 auf einer Tour mit UNICEF nach Indien und Bangladesch, verlagerte sich dann aber relativ früh auf den Nahen Osten.

Letztlich sind persönliche Erfahrungen und Erlebnisse nicht nur der Auslöser, sondern mehr noch die Grundlage für ein solches Engagement. Für die Meinungsbildung auf der Seite der Zuhörer, der Menschen, die man erreichen will, ist es wichtig, dass sie sich ihrerseits ein eigenes Bild machen – soweit es möglich ist.

Zum Verantwortungsbereich und den täglichen Aufgaben muss man etwas über die Konstruktion der Initiative wissen: Es gibt die Geschäftsstelle in Münster, in der eine Referentin auf Basis einer Halbtagesstelle beschäftigt ist. Beides stammt aus einer Auffanggesellschaft der Telekom, die unsere Arbeit zwar nicht finanziell, aber durch „Kommunikations- und Sachleistungen“ unterstützt. Dazu gehört im Übrigen auch unsere Homepage, ein unverzichtbares Instrument für die Verbreitung unserer Nachrichten bzw. „Botschaften“. Diese Seite wird von der Referentin betreut, die inhaltlichen Zulieferungen obliegen allerdings dem Sprecher und gelegentlich dem Geschäftsführer, insbesondere wenn es um Pressemitteilungen geht.

Alle Mitglieder arbeiten ehrenamtlich im Rahmen ihrer Verpflichtungen und Möglichkeiten. Mitgliedsbeiträge gibt es nicht, wohl aber einen eingetragenen Förderverein, der vor allem der Eintreibung von Spenden dient. Dazu gehört auch das Ausstellen der Bescheinigungen für die steuerliche Absetzbarkeit für Sponsoren, die aber weniger die Alltagsarbeit als vielmehr die jährlichen Symposien fördern.

Was meine tägliche Aufgaben angeht: Studium möglichst vieler Quellen zur aktuellen Situation in Nahost, ein permanenter Meinungsaustausch und Kontakt mit den Mitgliedern von DINO, Verknüpfung der unterschiedlichen Netzwerke. Dazu kommen Stellungnahmen und Pressemitteilungen als Sprecher der Initiative, auch Auftritte und Redebeiträge bei repräsentativen und informativen Anlässen, beispielsweise Interviews.

Getreu der von uns vertretenen Prämisse des Westfälischen Friedens „Man

höre beide Seiten“ ist DINO nach seinen Grundlagen „unabhängig, neutral und interreligiös“. Wenngleich Stellungnahmen deutlich formuliert sein können, dürfen sie doch nicht einseitig oder parteiisch sein.

Natürlich wird all das als besondere Freude und persönliche Genugtuung empfunden, was vor und hinter den Kulissen als „Erfolg“ bewertet werden darf. Die öffentliche Wahrnehmung unseres Anliegens, Reaktionen aus den unterschiedlichsten Kreisen und Gremien, Angebote zur Unterstützung, Ermutigung für die Fortsetzung der Arbeit und erfolgreich umgesetzte Projekte und der Dank aus der Region. Dabei muss man aber stets darauf achten, dass man sich angesichts der eingeschränkten persönlichen, organisatorischen und finanziellen Möglichkeiten von DINO nicht „übernimmt“. Das bedeutet, dass man Projekte organisiert, anschiebt und koordiniert, die praktische Umsetzung einschließlich der Finanzierung dann aber anderen Stellen überlässt. So geschieht das z.B. bei der Zentrale für Politische Bildung in Palästina, der Kooperationen zwischen Einrichtungen in NRW und der künftigen Fachhochschule Bethlehem, bei Austauschprogrammen und ähnlichem.

Gefragt nach dem Stellenwert eines, und insbesondere meines ehrenamtlichen Engagements würde ich gern mit einem Zitat von Ex-Bundespräsident Köhler in einem Brief an die Initiative antworten: „Der Bundespräsident schätzt insbesondere den positiven Beitrag, den die Zivilgesellschaft zur Moderation – und vielleicht einmal zur Lösung – des Nahostkonfliktes leistet. Er teilt die Ziele Ihrer Deutschen Initiative für den Nahen Osten.“

Ich versuche, durch mein Engagement etwas zurückzugeben, was ich in der Vergangenheit glücklicherweise erhalten habe: Durch den gebührenfinanzierten WDR wurden mir in 37 Jahren unendlich viele Möglichkeiten eröffnet, mich parallel zu meiner journalistischen Tätigkeit weiterzubilden, Erfahrungen in vielen Bereichen zu sammeln, andere Länder und Menschen unterschiedlichster Art kennen zu lernen. Natürlich habe ich im Gegenzug für diesen Sender gearbeitet – aber das gegenseitige Geben und Nehmen hat eigentlich erst die Grundlage für das geschaffen, was ich noch heute leisten kann.

Und selbstverständlich profitiere ich bis heute von meinem Bekanntheitsgrad als Medienvertreter bei allen Kontakten, Auftritten und Veröffentlichungen – auch bei der „Werbung“ für unsere Initiative, bei der „Rekrutierung“ unserer prominenten Mitglieder und bei aktuellen Veranstaltungen.

Nun zu den Tipps für die Teilnehmenden bezüglich eines eigenen ehrenamtli-

chen Engagements. Eine Bewertung der ehrenamtlichen Tätigkeit fällt durchaus zwiespältig aus: Bei der Stellensuche, im Lebenslauf und in Bewerbungsgesprächen war bisher die Ausübung eines Ehrenamts gern gesehen, weil es dem Bewerber eine soziale Kompetenz zusprach. Bei vielen Arbeitgebern ist es inzwischen aber unerwünscht, weil es nicht mehr in die moderne Personalpolitik passt: Der Bewerber könnte seine Arbeitszeit und -kraft vernachlässigen. Deswegen verschweigen viele Beschäftigte aus Angst um ihren Arbeitsplatz ihre freiwilligen Tätigkeiten.

Wichtig beim ehrenamtlichen Engagement ist ein solide Basis: Man sollte sich intensiv mit der Materie des künftigen Engagements vertraut machen, damit auch die Risiken zeitlicher und finanzieller Natur abgeschätzt werden können. Suchen Sie Gleichgesinnte aus, bilden Sie möglichst breite „Netzwerke“, um aus der Summe der Erfahrungen und Beziehungen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen und die Kosten möglichst klein zu halten. Suchen Sie sich Sponsoren aus, die Sie mit einer gut durchdachten und zweifelsfreien Argumentation überzeugen können.

Das bringt mich zum Thema der Finanzierung eines organisierten Engagements. Wenn Sie sich zusätzlich in den nächsten Schritten eine gewisse „Prominenz“ auf den infrage kommenden Feldern sichern können – umso besser. Denn eine solche „Prominenz“ sichert Ihnen in der Öffentlichkeit eine zusätzliche Aufmerksamkeit. Und nutzen Sie die Öffentlichkeit für Auftritte und Veranstaltungen, und die Medien als Begleitung, aber auch für ihre Pressemitteilungen und sonstigen Hinweise auf das, was Sie tatsächlich leisten.

Ein Ehrenamt im ursprünglichen Sinn ist ein ehrenvolles und freiwilliges öffentliches Amt, das nicht auf Entgelt ausgerichtet ist. Heute wird „Ehrenamt“ zunehmend gleichbedeutend mit Begriffen wie „Freiwilligenarbeit“ oder „Bürgerschaftliches Engagement“ verwendet. D.h.: Die steuerlichen Möglichkeiten bei der Ausübung des Ehrenamt sind mehr als begrenzt: Das Einkommensteuer-Gesetz sieht unter § 3, Nr. 26 eine steuerfreie Pauschale von 2100 € jährlich vor. Alle Aktivitäten müssen im Zweifelsfall auf Gewinn ausgerichtet sein, was sich – qua Amt – im wahrsten Sinne des Wortes von vorn herein verbietet. Also: auf den Kosten bleiben Sie weitgehend sitzen... Steuerfreie Aufwandspauschalen (sogenannte Übungsleiter-Pauschalen stammen aus dem Sport) gibt es nur bei Institutionen aus den Bereichen künstlerische Tätigkeit, Ausbildung zum Erzieher, Pflege oder Betreuung im Krankbereich.

Mein Rat in Bezug auf Vereinbarkeit mit Beruf oder Studium – nach einschlägigen Erfahrungen – ist: Lassen Sie sich nicht von vermeintlichen oder tatsächlichen Zwängen zu Aktivitäten im Ehrenamt verführen, die letztlich weder ihren Interessen noch denen des Amtes gerecht werden. Bei allen Anstrengungen: Ihre eigenen Bedürfnisse im Privatleben, Beruf und Studium müssen absoluten Vorrang genießen, sonst wird möglicherweise der Schaden größer sein als der Nutzen. Zugeständnisse jeglicher Art dürfen nicht dazu führen, dass Sie handlungsunfähig werden, d.h. Sie müssen unabhängig bleiben – zeitlich, inhaltlich und finanziell. Und ganz wichtig: Sie müssen bei allem, was Sie tun, glaubwürdig bleiben! Denn sonst erleiden Sie persönlich oder in der Sache irreparable Schäden.“

Martina Müllers (Studentin) Eindruck über das Engagement von Manfred Erdenberger:

„Herr Erdenberger ergänzt mit seiner Initiative die Medienlandschaft. Es ist wichtig, dass die deutsche Berichterstattung unvoreingenommen und neutral die Fakten und Hintergründe des Nahostkonflikts verdeutlicht. Allein die beeindruckende Liste der Mitglieder der Initiative ist ein Garant und ein deutliches Zeichen dafür, dass die Initiative beide Seiten zusammen bringen möchte. Sein Engagement in diesem Rahmen ist sehr wichtig, um Israelis und Palästinenser einander näher zu bringen.“

Winfried Nachtwei – Engagement in vielen Facetten



Winfried („Winni“) Nachtwei war von 1994 bis 2009 für die Grünen im Bundestag und ist ein führender sicherheitspolitischer Experte insbesondere zum Thema Afghanistan. Er ist jedoch weit mehr als ein Berufspolitiker. Sein Engagement, das bereits in jungen Jahren begann, reicht von der Anti-Atomkraftbewegung bis hin zur Aufarbeitung des Schicksals von Juden und Jüdinnen aus dem Münsterland.

„Man kann es nicht wieder rückgängig machen, aber man kann wenigstens die dicke Decke des Vergessens wieder wegziehen“

„Mein familiärer Hintergrund war für die Entwicklung meines Engagements sehr wichtig. Mein Elternhaus in Düsseldorf war engagiert katholisch. Mein Vater hat die Landeszentrale für politische Bildung aufgebaut. Dadurch habe ich von vornherein ein politisches Grundinteresse bzw. ein Interesse am Gemeinwesen entwickelt. Das hat sich bei mir dahingehend konkretisiert, dass ich während der Schulzeit als Messdiener und dann in einer Jugendgruppe als Gruppenführer aktiv wurde.

Die zweite Stufe meines freiwilligen Engagements war ganz anderer Art: Ich bin 1965 freiwillig zum Bund gegangen. Kriegsdienstverweigerung kam für mich gar nicht in Frage. Statt der 18 Monate hab ich mich freiwillig für 24 Monate verpflichtet. Zum einen fand ich es notwendig, etwas für die Verteidigung der Freiheit zu tun, zum zweiten war absehbar, dass ich hinterher einen Schreibischberuf machen würde, also wollte ich wenigstens dort mal mit anderen Leuten zusammen kommen. Und tatsächlich habe ich dort für die spätere Arbeit so manches Nützliche gelernt.

Als ich 1967 angefangen habe, Geografie, Politikwissenschaft und Geschichte in Münster zu studieren, erreichte ich die dritte Stufe des Engagements. Da-

mals war das noch eine richtige Ordinarien-Uni. Ich hatte den Eindruck, es gäbe bei der Bundeswehr mehr Rechte für die Soldaten als an der Universität für die Studierenden. Das war zunächst eine große Enttäuschung.

Ich war damals ein demokratischer Idealist und das bröckelte auf einmal. Vor dem Studium wäre ich bereit gewesen, freiwillig nach Vietnam zu gehen. Ich meinte, das sei notwendig zur Verteidigung der Freiheit. Während des Studiums habe ich durch verschiedene Anlässe, auch durch die Presse, gemerkt, dass es gar nicht darum ging. Das war einfach nur ein fürchterlicher, fürchterlicher Krieg. Und während meines dreisemestrigen Studiums in München habe ich mich in einer Seminararbeit zu Lateinamerika intensiv mit der Geschichte Lateinamerikas auseinandergesetzt. Da ist für mich die bisherige Führungsmacht der freien Welt, die USA, zusammengebrochen, weil sich mir die Geschichte des US-amerikanischen Imperialismus in Lateinamerika erschloss.

Danach gab es immer wieder neue Impulse, angefangen in der Fachschaft Geografie in Münster. Das war dann wirklich wieder freiwilliges Engagement. Thema in der Fachschaft war die Reform des Studiums. Daneben war aber auch der Spaßfaktor wichtig. Eine ausschließliche, sture Reform des Studienbetriebs wäre gar nicht vorstellbar gewesen, die Arbeit musste auch richtig Spaß machen.

Die Erfahrungen während des Studiums haben mich politisiert. Vietnam spielte eine Rolle, aber auch andere Erlebnisse: 1968 beispielsweise war Kurt Georg Kiesinger als damaliger Kanzler zum Kramerstuhl in Münster. Draußen gab es eine Demonstration. Ich sah keinen Anlass für die Demonstranten, habe sie mir aber angeschaut. Am nächsten Tag wurde berichtet, wie Kiesinger über die Demonstration hergezogen hätte. Ich habe daraufhin einen Leserbrief geschrieben, der nicht abgedruckt wurde. Das war wieder eine Enttäuschung. Ich war damals noch sehr CDU-nah, demokratischer Idealist und eher konservativ. Es gab aber mehr und mehr Protesterlebnisse, die das Engagement inhaltlich immer weiter nach links verschoben haben.

Aus der Fachschaft Geschichte in München entwickelte sich die „Rote Zelle Geschichte“. In der Fachschaft Geschichte trafen sich jede Woche ca. 200 Leute. Und ich habe nach einem halben Jahr das erste Mal den Mund aufgemacht. Heute ist das für mich unvorstellbar. Wer würde heute irgendwo hingehen und ein halbes Jahr nichts sagen können? Völlig „bescheuert“. So dusselig war ich jedenfalls damals, aber ich bin dabei geblieben.

Schließlich habe ich in Münster angefangen, in anti-imperialistischen Komi-

tees zu arbeiten, die Solidarität mit nationalen Befreiungsbewegungen in Namibia, Südafrika, Simbabwe, Palästina und Lateinamerika propagierten. Man leistete dort Informationsarbeit, organisierte Solidarität, sammelte Geld und holte Referenten aus den Regionen. Mitte der 70er Jahre war auch die Hoch-Zeit der dogmatischen K-Gruppen, die mit ihrem "klaren" Weltbild und ihrer Entschlossenheit für etliche Engagierte - zeitweilig - anziehend wirkten, auch für mich.

Die nächste Etappe verlief bei mir parallel zur Entstehung der neuen sozialen Bewegungen in der Bundesrepublik ab Ende der 70er Jahre in der Anti-AKW-Bewegung. Als Teil einer kleinen Organisationen engagierte ich mich vor allem im Rahmen von Demonstrationen. Auf der einen Seite war das Motiv der Kampf gegen Atomkraft. Aber auch die sehr gruppenbildende und solidarisierende Erfahrung war wichtig: 30.000 Demonstrierende und darum herum Polizeimassen noch und nöcher. Das ständige Wechselspiel zwischen äußerem Druck und innerer Solidarisierung kennzeichnete das freiwillige Engagement im Rahmen der neuen sozialen Bewegung.

Ganz anders war dagegen die Gewerkschaftsarbeit als junger Lehrer in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Mit einem ordentlichen Sitzungsturnus, mit ordentlicher Organisation, mit Vorsitzenden, mit Wahlen, mit Artikelschreiben und allem, was zu einer ordentlichen Verbandsarbeit dazu gehört.

Anfang der 1980er Jahre fand ich eine neue Form individuellen Engagements. Rupert Neudeck hatte damals mit der Hilfsaktion „Cap Anamur“ begonnen, woraus das Notärzte-Komitee entstand. Meine Frau ist damals zusammen mit anderen Ärzten von der Uni-Klinik nach Thailand/ Kambodscha, dann nach Somalia und Uganda gegangen und hat in Flüchtlingslagern gearbeitet. In Deutschland wurde darüber kaum berichtet, in der Presse gab es nur ab und zu eine Meldung von Granaten-Überfällen. Da wurde ich unruhig. Dann aber sind Briefe von ihr gekommen, durch die ich viel erfahren habe. So konnte ich die Geschehnisse einordnen. Es ist wichtig, etwas einordnen zu können und die schlimmen Meldungen nicht als die ganze Wahrheit zu akzeptieren.

Bei einem Einsatz in Somalia kam ich auch selbst mit. Meine gesamten Schulferien, sechs Wochen, verbrachte ich in Somalia. Meine Frau und ich hatten einen einzigen freien Tag zusammen. Aber ich kann mich nicht an keinen „Urlaub“ erinnern, der für mich mental so erholsam gewesen wäre, obwohl ich die ganze Zeit gearbeitet habe. Aber das war so sinnvoll, eine äußerst befriedigende Arbeit. Zugleich aber hat man Berührungen mit der Hölle auf Erden und

Einblicke in die Brutalität des „kleinen Kriegs“, z.B. als ein Junge eingeliefert wurde, der sechs Tage vorher auf eine Mine getreten war. Die Eltern hatten ihn sechs Tage lang zum Krankenhaus gebracht, der Junge brüllte nicht, er jammerte nicht. Aus den Lumpen wurde das Gefetzte heraus gewickelt, das habe ich jetzt noch vor Augen, ich kann es fast noch riechen. In dieser Situation habe ich ein Gespür für die Tragödien des Krieges entwickelt, die unauffällig im Hintergrund bleiben. Denn was bedeutet im Krieg schon eine einzelne Minenverwundung?

Auch aus diesen Erfahrungen heraus folgte in den 1980er Jahren ein inhaltlicher Paradigmenwechsel. Mir wurde bewusst, was atomare Abschreckung bedeutete. Ich war selbst Offizier bei einem Atomwaffenverband gewesen, 15 Jahre später ist mir aufgegangen, was das für ein Wahnsinn ist. Die Verteidigung des eigenen Landes, gegebenenfalls mit Atomwaffen! Wobei alles, was zu verteidigen ist, kaputt gegangen wäre! Das war die Zeit der Friedensbewegung, die damals in allen Städten in der Bundesrepublik sehr stark wurde. Es gab hier in Münster unzählige Friedensgruppen und allein zu unserer sind jede Woche 20 bis 40 Leute gekommen. Wir beschäftigten uns inhaltlich intensiv mit der Friedensbewegung und der atomaren Aufrüstung und diskutierten unter anderem mit Jugendoffizieren darüber. Ich habe mich z.B. an Sitzblockaden beteiligt, was einen Prozess und rückwirkend einen Freispruch nach sich zog. Das war die intensivste Zeit der sozialen Bewegungen. Zeitgleich habe ich mich ehrenamtlich bei den Grünen engagiert. Anfang der 1980er Jahre wurde ich für die Grünen in den Bundestag gewählt: 1983 und 1987 war ich der erste Bundestagskandidat der Grünen in Münster. 1994 schaffte ich es im dritten Anlauf in den Bundestag, in dem ich 15 Jahre tätig war.

Das letzte Engagementfeld war ab 1988 das Projekt „Spurensuche“ – Eine Spurensuche ausgehend von den vielen Kriegerdenkmälern, die es rund um die Promenade in Münster gibt. Ich habe Dokumentationen über Spuren der Kriege gegen Russland und über den Vernichtungskrieg der Sowjetunion im Münsterland zusammen gestellt. Außerdem habe ich zu den verschiedenen Zwangsarbeiterlagern hier in der Umgebung recherchiert. Dann wurde durch verschiedene Ereignisse 1988 bekannt, dass hier ein ehemaliger lettischer Hauptmann Unterschlupf gefunden hatte. Ihm wurde vorgeworfen, an der Erschießung von Zivilisten in Ostlettland im Krieg beteiligt gewesen zu sein. 1989 reiste ich deshalb mit meiner Frau nach Riga. Dort begannen meine Spurensuche zu den Judendeportationen aus Münster, Westfalen, Rheinland und anderen Regionen in das

"Reichsjudenghetto Riga". Ich war offensichtlich aus Westdeutschland der Erste, der diese Spuren in Riga ausfindig gemacht hatte. Der Zustand der Massengräber, über die Jogger liefen und auf denen eine Familie picknickte, verlorene und vergessene Orte – Das fand ich schlimm. Man kann es nicht wieder rückgängig machen, aber man kann wenigstens die dicke Decke des Vergessens wieder weg ziehen. Daraus ist diese „Spurensuche“ entstanden. Ich hab inzwischen zu diesem Thema über hundert Vorträge gehalten und viele Artikel veröffentlicht.

1991 stießen wir auf demütigende Erfahrung der ehemaligen Ghetto- und KZ-Häftlinge in Lettland. Über eine Panorama-Sendung wurde bekannt, dass ehemalige Angehörige der lettischen Waffen-SS eine Kriegsversehrten-Rente bekamen, Ghetto- und KZ-Häftlinge aber nicht. Das war eine makabere Erfahrung: Zusammen mit der Journalistin Marianna Butenschön initiierte ich einen Aufruf für eine würdige Entschädigung der ehemaligen Ghetto- und KZ-Häftlinge im Baltikum. Den Aufruf unterstützten dann Oberbürgermeister und viele Fraktionen aus den Herkunftsorten der Riga-Deportationen von 1941/42. Der damalige Münsteraner Oberbürgermeister, Jörg Twenhöven war der erste deutsche Offizielle, der in Riga war und sich vor Ort kundig gemacht hat.

Im Bundestag führten wir die Initiative mit Vertretern aller Fraktionen weiter: Einem FDP-Kollegen, einem SPD-Kollegen, mit einem CDU-Kollegen, der damals zur sogenannten Stahlhelm-Fraktion¹ gehörte. Hätten wir sonst miteinander zu tun gehabt, hätten wir uns wahrscheinlich wenig zu sagen gehabt. Hier aber schon, denn er kannte ebenso wie ich die menschliche Situation vor Ort.

Eine anderes Ergebnis meiner Recherchen war, dass ich auf den Geschichts-ort Villa ten Hompel am Münsteraner Kaiser-Wilhelm-Ring gestoßen bin. Ich war wohl der Erste, der die Adresse des Sitz des Befehlshabers der Ordnungspolizei im Wehrkreis VI in der Kriegszeit gefunden hat. Ich habe darüber geforscht, was wiederum von Anderen aufgenommen wurde. Und so habe ich, wie auch in anderen Bereichen, die Erfahrung gemacht, dass das Engagement von Einzelnen von Anderen gehört wird, die sich einklinken. Dieser Schneeball-Effekt war eine ermutigende Erfahrung.

Bis 1994 war die Hauptphase meines freiwilligen Engagements. Ab 1994 sind im Bundestag verschiedene Bereiche, die ich vorher freiwillig bearbeitet

¹ Mit „Stahlhelm-Fraktion“ ist der nationalkonservative Flügel der CDU gemeint.

hatte, zu beruflichen Feldern geworden. Bei genauem Hinsehen ist da immer noch etwas von dem freiwilligen Engagement übrig geblieben. Zum einen weil ich darüber hinaus so manche Sache beackert habe, die man zusätzliches Engagement nennen könnte. Außerdem konnte ich einen Formwandel von freiwilligem Engagement beobachten: Als Berufspolitiker hat man viele Möglichkeiten, freiwilliges Engagement Anderer zu unterstützen, beispielsweise als Schirmherr oder einfach durch Mitgliedschaft, Spenden oder Beiträge. Dadurch erfüllt man eine Lobby-Funktion. Da fließt kein Geld, sondern man teilt die Inhalte und steht mit Beratung und Kontakten zur Verfügung. So kann man Verbindungen schaffen.

Zu den Motiven meines Engagements lässt sich zusammenfassend sagen, dass es ein ganzes Bündel war: Manche waren durchgängig, andere wechselten mit der Zeit. Ich habe festgestellt, dass bestimmte Ereignisse einen Schub gebracht haben. Ganz früh, 1961, hat mich der Mauerbau erschüttert. Ich bin einmal den ganzen Tag in Berlin an der Mauer entlang gelaufen. Oder die Ermordung von Kennedy 1963. Ich war tagelang benommen, weil Hoffnungen zerstört wurden. 1996 habe ich am Hang von Sarajevo gestanden. Erst hier wurde mir richtig bewusst, was wir 1992 bis 1995 wohl aus den Medien erfuhren, aber nicht an uns ran lassen wollten - die Belagerung der Stadt, die Beschießung ihrer Zivilbevölkerung. Eine negative Schlüsselerfahrung war die äußerst heiße Auseinandersetzung um den Kosovo-Einsatz, als die Beziehungen zu etlichen politischen Freunden und Mitstreitern zerbrachen. Die Motive für Engagement sind aber auch sozialer und gesellschaftlicher Natur: Man hat gemeinsam Spaß und findet Anerkennung.

Als besonders schwierig habe ich kaum etwas empfunden. Aber es gibt Grundanforderungen: Man braucht einen langen Atem und eine gewisse Frustrationstoleranz. Das Problematische ist, dass freiwilliges Engagement Zeit frisst. Neben Beruf und Engagement bleibt für Privates, Familie und Beziehungen kaum Zeit.

Besonders erfreulich sind die tollen Leuten, die man durch Engagement kennen lernt. Das ist wirklich grandios. Ich war ja sehr viel in Krisenregionen, deren Verhältnisse immer wieder zum Verzweifeln sind. Aber was man da für Leute kennen lernt, die sich engagieren! Kaputter Staat, aber vitale Zivilgesellschaft. Das ist unheimlich bereichernd und Mut machend und motivierend.

Erfreulich sind auch Gemeinschaftserlebnisse verschiedenster Art. Man be-

kommt viel Anerkennung und „Soziallohn“. Und die erfreuliche Immer-Wieder-Erfahrung ist der Schneeballeffekt, den ich vorhin schon angesprochen habe. Initiativen von Einzelnen gehen dank des Engagements Anderer weiter. Es ist Unsinn, dass man meint, man müsste selbst alles schaffen oder alle Verantwortung tragen. Der Funke, wenn der überspringt, ist von großer Bedeutung, dann gibt es tolle Möglichkeiten.

Jetzt komme ich zu den persönlichen Zielen und Wünschen meines Engagements. Die Loslösung vom Hochbetrieb „Bundestag“ hat gut geklappt. Ich habe 247 Reden im Bundestag gehalten, viele hundert Stunden dort verbracht. Diese Dosis hält vor, ich spüre keinen "Entzug". Manche Präsenz im Bundestag hat mich von eigentlich wichtigeren Arbeiten abgehalten, muss ich ehrlicherweise sagen.

Ich hatte in der Vergangenheit nie Karriereziele. Manch Andere wissen schon, wo sie in fünf Jahren sein wollen. Das hatte ich früher nicht, das habe ich jetzt eigentlich auch nicht, und ich bin auch ganz gut mit dem Schreckgefühl klar gekommen, das ich hatte, als meine freiwillige Entscheidung gefallen war, aus dem Bundestag auszusteigen und ich mir sagte: „Was Du bisher erlebt hast, machen konntest, das kommt nicht wieder.“

Meine Tipps für Sie sind: Wenn man sich überlegt, sich freiwillig oder ehrenamtlich zu engagieren, ist zum einen entscheidend, dass das Engagement den eigenen Interessen und Fähigkeiten entspricht. Aber zum anderen muss es auch mit den Leuten klappen, die Chemie muss stimmen. Das ist meiner Meinung nach sehr wichtig.

Es ist sinnvoll, auf ein ausgewogenes Verhältnis zwischen einer inhaltlichen Motivation, also dem Engagement für ein Anliegen, und der sozialen Motivation, dem Wunsch nach Anerkennung, zu achten. Wenn es nur das Letztere ist, wird das Inhaltliche austauschbar. Umgekehrt, wenn es nur das Inhaltliche ist, werden die Menschen verbissen.

Ich habe Jahrzehnte Oppositionsarbeit geleistet, erst außerparlamentarisch, dann parlamentarisch. Bei Etlichen, die lange Zeit Opposition machen, kann man feststellen, dass sie nur auf Kritik orientiert sind und ausschließlich die Schattenseiten sehen. Diese Zusammenhänge sind deprimierend und aussichtslos. Solche Leute meinen, sie wären weiterhin engagiert, aber sie ziehen sich ständig runter. Damit motiviert man aber niemanden zum Engagement, weshalb die Jüngeren fortbleiben. Mein Ansatz ist, umso mehr auf Chancen zu achten in

Bezug auf Personen, Prozesse und Akteure. Man sollte verschiedene Möglichkeiten nutzen. Wenn man bei den Chancen ansetzt, dann kann man etwas erreichen. Die Grundhaltung, etwas voran bringen zu wollen, ist ganz wichtig. Zusammengefasst kann ich sagen, dass so ein engagiertes Leben ganz schön spannend ist und Spaß macht!“

Larissa Aldehoff (Studentin) kommentiert Winfried Nachtweis Einsatz für die Gesellschaft:

„Es ist beeindruckend, wie vielfältig sich Winnie Nachtwei für eine bessere Gesellschaft engagiert. Dabei ist die enorme Bereitschaft zu handeln, etwas bewegen zu wollen und der Spagat zwischen den verschiedenen Organisationsformen freiwilligen Engagements besonders interessant. Winnie Nachtweis Leben zeigt außerdem, dass es letztendlich nicht darauf ankommt, ob man auf der Straße demonstriert oder im deutschen Bundestag Entscheidungen fällt. Es kommt darauf an, dass man sich einbringt und für eine Sache kämpft.“

Prof. Dr. Thomas Sternberg – Engagement im kulturpolitischen Bereich



Prof. Dr. Dr. Sternberg ist Direktor der Katholisch-Sozialen Akademie Franz-Hitze-Haus in Münster und gleichzeitig Mitglied des nordrhein-westfälischen Landtages. Als Kulturpolitischer Sprecher der CDU-Fraktion ist er vor allem im Kulturbereich vielfach engagiert. Er ist Mitglied in verschiedenen kirchlichen, kulturellen, berufsständischen und politischen Organisationen, Gremien und Kommissionen auf lokaler und überregionaler Ebene.

„Jeder trägt eine soziale Verantwortung. Daher ist es für mich völlig selbstverständlich, mich gesellschaftlich zu engagieren“

„Bei der Frage, welche persönlichen Motive mich dazu bewegt haben mich zu engagieren, muss ich auf meine Vita zurückgreifen. Zumindest ist dies die einzige Möglichkeit für mich, das Thema anzugehen, denn ich habe mir nie wirklich Gedanken darüber gemacht, wieso ich diese freiwilligen Tätigkeiten eigentlich mache.“

Es hängt wohl damit zusammen, dass ich in einer Umgebung groß geworden bin, in der ehrenamtliches Engagement selbstverständlich war. Ich bin in einem kleinen Dorf im Sauerland groß geworden. Meine Mutter ist immer im kirchlichen Bereich aktiv gewesen, meine Oma war Dekanatsvorsitzende der Frauengemeinschaft, die man früher Mütterverein nannte. Schon dort bin ich als kleiner Junge immer mitgegangen und musste die Zeitschrift an die Helferinnen verteilen. Meine ganze Familie war irgendwie aktiv. Wie das eben so ist. So habe ich ganz natürlich erlebt, wie es ist, sich zu engagieren.

Ich war dann auch ganz selbstverständlich in der Jugendarbeit tätig. Begonnen hat es bei den Pfadfindern, wo auch mein Bruder eine wichtige Rolle hatte. Er war so etwas wie der „Chef der Truppe“ und ich ein kleiner „Unterchef“.

Dort habe ich eine Atmosphäre erlebt, in der man selbstverständlich davon ausgeht, dass alle etwas machen und Arbeit übernehmen, ohne dass man danach fragt, wieso man es tut. Es gehörte sich einfach so und alle machten mit.

Das ganze Klima in meinem Dorf war derartig geprägt. Man war damals sehr viel stärker autonom organisiert in diesen Gemeinden als ich das später kennengelernt habe. Ein Beispiel dafür sind die Schützenhäuser oder Kulturhäuser in diesen Gegenden im Sauerland, die es noch heute gibt. Diese Großeinrichtungen wären mit kommunalen Geldern nicht zu finanzieren oder zu unterhalten, aber dennoch bleiben sie in den kleinsten Dörfern erhalten. So etwas schaffen vor allem die Vereine, für die es normal ist, ihre gemeinschaftlichen Belange und Probleme selber in die Hand zu nehmen. Dort bin ich groß geworden, habe meine Volksschulzeit absolviert und meine Bäckerlehre abgeschlossen. Ich habe dort noch eine Zeit lang gelebt, bevor ich später zum Abendgymnasium nach Neuss gegangen bin. Dort engagierte ich mich selbstverständlich weiterhin. Ich war Studierendensprecher und Mitglied des Vorstands der Arbeitsgemeinschaft der Studierenden an nordrhein-westfälischen Abendgymnasien. 1974/75 bin ich dann nach Münster gekommen, um mein Studium der Germanistik und Philosophie aufzunehmen.

Im Studium habe ich dann weiterhin Politik gemacht, indem ich Mitglied des Rings Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) wurde. Während dieser Zeit war ich nicht im Studierendenparlament tätig, sondern im Fachbereichsrat und als studentischer Vertreter im Senat. 1976 wurde ich studentisches Mitglied der Studienreformkommission VII „Sprache und Literaturwissenschaft“ des Landes Nordrhein-Westfalen. Diese Aufgaben habe ich sehr gern gemacht. Man könnte fast sagen, dass ich bereits dort Landeswissenschaftspolitik betrieben habe.

Nach einem einjährigen Aufenthalt in Rom, der dazu führte, dass sich mein Interesse für christliche Archäologie entwickelte, schloss ich mein inzwischen auch theologisches Studium mit dem Diplom ab und zog anschließend gemeinsam mit meiner Ehefrau nach Bonn. Dort waren wir in der Kirchengemeinde von Neutannenbusch tätig, was etwa dem münsterschen Stadtteil Kinderhaus entspricht. Meine Frau war im Pfarrgemeinderat, ich im Kirchenvorstand. Wegen der hohen Fluktuation im Stadtteil wuchs man dort sehr schnell in solche Engagementbereiche hinein. Ich war in dieser Zeit an der Uni Assistentenvertreter der katholisch-theologischen Fakultät, später Assistentensprecher und enga-

gierte mich als Assistentenvertreter der Theologen beim Fakultätentag. 1982 promovierte ich von Bonn aus in Münster in Germanistik mit einer Arbeit zur Lyrik Achim von Arnims. Sechs Jahr später promovierte ich ein weiteres Mal in Bonn in Alter Kirchengeschichte zu den ersten, frühmittelalterlichen Krankenhäusern in Westeuropa. Nur wenige Tage nach dem Rigorosum hatte ich das Glück, dass mir die Leitung der Akademie Franz-Hitze-Haus angeboten wurde. Seit 22 Jahren ist dies nun meine Aufgabe.

Nach kurzer Zeit kam die damalige Kulturpolitische Sprecherin der CDU-Ratsfraktion, Hildegard Graf, auf mich zu und fragte, ob ich sachkundiger Bürger im Kulturausschuss werden wolle. Ich wurde zu ihrem „Schüler“, denn bei ihr habe ich das gelernt, was man kulturpolitisch wissen muss. Von ihr habe ich erfahren, was Kulturpolitik ausmacht. Dafür bin ich ihr sehr dankbar. In den Jahren 1989 bis 2004 war ich also Mitglied des Kulturausschusses der Stadt Münster. Zwischenzeitlich war ich ein Jahr als Ratsvertreter im Stadtrat tätig. Ich habe dort eine Vertretung bis zur nächsten Wahl übernommen, aber später nicht kandidiert. Ich bin also nicht Ratsherr gewesen, war jedoch für eineinhalb Jahre Kulturpolitischer Sprecher der Fraktion, was nach der nordrhein-westfälischen Gemeindeordnung ein Unikum ist. Das sind die politischen Engagementbereiche, die mir einfach so zugewachsen sind. Ich habe mir an keiner einzigen Stelle darüber Gedanken gemacht, warum ich das Ganze nun mache. Das hat sich so ergeben und musste nicht hinterfragt werden.

Es lag wohl zum Teil auch an meinen Freunden in der Studentenzeit, die ich hier in Münster gehabt hatte. Wir waren im RCDS damals eine Gruppe, zu der beispielsweise Ruprecht Polenz², Jochen Reck³ oder Thomas de Maizière⁴ gehörten, die alle in Münster studierten und für die auch ein politisches Engagement ganz normal war.

Durch meine Position als Leiter des Franz-Hitze-Hauses sind mir bestimmte Aufgaben einfach zugefallen. Es ist ein „Fluch des Hauses“, dem auch schon

²Ruprecht Polenz gehörte dem Rat der Stadt Münster von 1975 bis 1994 an. Seit 1994 ist er Mitglied des Deutschen Bundestages und Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses.

³Jochen (eigentlich: Hans-Joachim) Reck war von 2003 bis 2006 Mitglied des nordrhein-westfälischen Landtags und Generalsekretär der CDU. Seit 2007 ist er Hauptgeschäftsführer des Verbands kommunaler Unternehmen.

⁴Thomas de Maizière war 1999 Leiter der sächsischen Staatskanzlei, es folgten mehrere Ämter und Mandate in Sachsen. Von 2005 bis 2009 leitete er das Bundeskanzleramt. Seit 2009 ist er Bundesminister des Innern.

meine Vorgänger unterlagen. Ich kann eine ganze Reihe an Aufgaben und Ämtern aufzählen, die mir auf Grund meines Berufes zugewachsen sind. So war ich zum Beispiel vierzehn Jahre im Vorstand des Leiterkreises katholischer Akademien tätig oder Vorstandsmitglied in der Landesarbeitsgemeinschaft Erwachsenenbildung. Solche Posten bekommt man schnell, wenn man sich bei der Besetzung nicht früh genug wegduckt, schließlich bewirbt man sich nicht für solche Tätigkeiten. Aber auch an dieser Stelle habe ich es immer wieder für eine Selbstverständlichkeit gehalten, mich in solche berufsständischen Dinge einzuklinken. Die Frage, warum ich dies tue, hat sich mir nie gestellt. Aus dem Beruf heraus sind mir wieder Aufgaben zugewachsen, sodass ich etwa die Koordination des Bistumsjubiläums 2005 übernommen habe oder Teil der Kommission zur Seligsprechung von Anna Katharina Emmerick⁵ wurde. Diese Aufgaben sind nicht von meinem Beruf zu trennen.

Damit komme ich auch zu der Frage, ob dies wirklich Ehrenämter sind oder ob jene Aufgaben schlichtweg zu meinem Beruf gehören. Wenn man einen Beruf wie meinen hat, dann ist die Abgrenzung des Ehrenamtes vom Beruf teilweise sehr heikel. Wann ist eine Tätigkeit rein ehrenamtlich und wann ist sie beruflich bedingt? Insofern ist es schwierig, diese lange Liste von Ämtern und Aufgaben wirklich unter der Kategorie „Ehrenamt“ zu verbuchen.

Natürlich spielt es auch eine Rolle, ob jemand über die nötigen Zeitvalenzen verfügt, um sich derart einzubringen. Dabei geht es nicht nur um die Zeitmenge, sondern auch um die Frage, ob man zu bestimmten Zeiten abkömmlich ist. Schließlich gibt es zahlreiche Berufstätigkeiten, bei denen es nicht möglich wäre, mitten in der Woche einen Vormittag außer Haus zu sein. Das heißt, dass es für eine Reihe von Ehrenamtsfunktionen überaus wichtig ist, in einer Tätigkeit zu sein, bei der man eine freie Einteilungsmöglichkeit des Kalenders hat.

Zu dem Engagement, das aus meiner beruflichen Position beim Franz-Hitze-Haus erwachsen ist, kommt zusätzlich mein kirchliches Engagement. So bin ich beispielsweise im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) sehr engagiert. Aber auch auf Seite der Bischofskonferenz bin ich aktiv, in der Kommission „Wissenschaft und Kultur“ bin ich seit bereits 14 Jahren Berater und bin außerdem in der Unterkommission für Liturgie und Kunst tätig. Auch im Arbeits-

⁵Anna Katharina Emmerick war Ordensschwester im Augustinerorden in Dülmen. Sie wurde im Jahr 2004 durch Papst Johannes Paul II. selig gesprochen.

stab für das Wirtschafts- und Sozialwort der Kirchen 1994/97 und im Arbeitsstab zum Jahr 2000 der Bischofskonferenz, sowie im Cusanuswerk, der bischöflichen Studienförderung, übernehme ich Aufgaben. Diese Dinge fallen ebenfalls in den Zwischenbereich von Beruf und Ehrenamt. Ich könnte natürlich sagen, dass dies für meinen Beruf nichts unmittelbar bringt und so könnte ich diese Tätigkeiten auch sein lassen. Aber wenn man solch einen Beruf übernimmt, hat man auch eine gewisse Verpflichtung, sich in diesen Bereichen zu engagieren. Somit habe ich das nicht als eine rein freiwillige Angelegenheit empfunden, habe mir aber auch nicht Gedanken darüber gemacht, meine Aufgaben niederzulegen.

Eine der wohl spannendsten Aufgaben war die Arbeit in der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages „Kultur in Deutschland“ im Jahr 2003, in die ich als Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche für Kulturpolitik berufen wurde. Zeitlich war es viel mehr als ich gedacht hätte, da ich jeden Montag in Berlin sein musste. Es war viel Arbeit und der zeitliche Aufwand war enorm, aber gleichzeitig war die Zeit besonders spannend. Dort wurde auch mein Interesse geweckt, den Bereich „Kultur und Wissenschaft“ auch politisch intensiver zu verfolgen. Dass ich hierfür die Arbeit in der Akademie Franz-Hitze-Haus nicht aufgeben wollte, bestätigte mir auch mein damals halbwüchsiger Sohn: „Papa, du kannst doch gar nicht ohne dein Hitze-Haus!“ Er hatte recht, denn die Arbeit im Franz-Hitze-Haus mache ich sehr gerne. Es ist eine Berufstätigkeit, bei der man sich dreimal überlegt, ob man was anderes macht, sodass ich dort trotz sehr verlockender Angebote geblieben bin. Der Bischof gab mir vor meiner Kandidatur bei der nordrhein-westfälischen Landtagswahl im Jahr 2005 dann die Genehmigung, das Haus in Teilzeit weiter zu führen, um meine politische Tätigkeit intensivieren zu können.

Wenn man dann Politik macht, rutscht man wieder in andere Funktionen hinein, bei denen man sich fragen kann, ob das richtige Ehrenamtsfunktionen sind oder ob die Positionen nicht einfach auf Grund der politischen Tätigkeit zugewachsen sind.

Ich würde sagen, dass lediglich mein Lehrauftrag für Kunst und Liturgie, die Publikationen und Vorträge zur Kunst und meine Funktion als Honorarprofessor ganz als Ehrenämter gelten können, denn diese Dinge habe ich wirklich nur aus der alleinigen Freude an der Sache gemacht. Aber eine Position wie Beiratsmitglied der Freunde und Förderer der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

(WWU) oder des Max-Planck-Instituts (MPI) zu sein, gehört zu meiner Rolle als Abgeordneter. Das heißt, dass sich diese Dinge bedingen und irgendwie zusammenlaufen. Wenn man ein politisches Mandat übernimmt, so wird man sich vor ehrenamtlichen Funktionen gar nicht retten können. Das reicht vom Beirat der JVA über den Vorstand der Landesmusikakademie Heek bis zum Kuratorium der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen. Ich war einmal Präsident der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, aber nicht deshalb bin ich jetzt im Beirat der Kunststiftung NRW - da bin ich, weil ich Abgeordneter bin und kulturpolitischer Sprecher meiner Fraktion. Man kann sich eigentlich nicht gegen solche Ämter wehren und es wäre auch töricht, sich zu wehren, weil es mir viel Freude macht und es schöne Dinge sind.

Insgesamt versuche ich, diese große Zahl an Verpflichtungen ein bisschen zu relativieren: wie kommt man eigentlich an so etwas heran? Ist da jemand, der einfach Ämter anhäufen will, um sich mit möglichst vielen Pöstchen zu schmücken? Im Grunde genommen wächst das wie ein Korallenriff und irgendwann muss man sich fragen, was man jetzt abkappen kann. Diese Frage habe ich mir oft gestellt.

Wie kommt man dazu, sich für viele Dinge zugleich einzusetzen? Dazu kann ich nur sagen, dass es wohl das Wichtigste ist, in seiner Jugend einmal von einer Sache begeistert oder angesteckt worden zu sein und sein Interesse für ein Thema entdeckt zu haben. Ich bin fest davon überzeugt, dass der schlechteste Weg, sich ehrenamtlich zu engagieren, ist, dies aus der Vorstellung heraus zu tun, auf diese Weise eine Karriere aufbauen zu können. Wenn man das tut, hat man zwei Probleme. Das eine ist, dass es wahrscheinlich sowieso nicht klappt, weil Karrieren von zu vielen Zufällen im Leben abhängen. Zweitens ist es auch noch eine mühsame Arbeit, die einem dann wahrscheinlich auch keine Erfüllung gibt. Ich glaube man muss für eine Sache „brennen“. Wenn einem etwas wirklich Freude macht, dann fragt man nicht mehr danach, wie viele Stunden man nun investiert. Das ist dann kein Thema mehr. Dann will man das einfach.

Was mir bis heute wirklich am meisten Freude bereitet, sind Dinge, die gut laufen und funktionieren. Besonderen Spaß hat mir das Bistumsjubiläum 2005 gemacht, weil es ein so großer Erfolg werden konnte. Oder die Meldung aus dem April, dass Europas größte private Bibelsammlung nach Münster gekommen ist. Da habe ich lange dran „rumgestrickt“ und mich dann gefreut wie ein kleines Kind, als es funktioniert hat. Dann ist mir auch egal, ob ich damit in Ver-

bindung gebracht werde – obwohl man in der Rolle als Politiker darauf angewiesen ist, dass man sein Engagement auch PR-mäßig vermittelt. Das ist für mich eine der unangenehmsten Dinge am Politikerdasein: Der Zwang zur Selbstdarstellung. Wenn man kein Typ dafür ist, dann ist das etwas, wofür man wirklich Überwindung braucht. Aber ob im Ehrenamt oder beruflich, mir macht es einfach Spaß, wenn ein Projekt erfolgreich abgeschlossen wird. Diese Aufgaben gehören zu meinem Leben, sie bereiten mir Freude und bewahren mich vor Langeweile, denn alles andere stelle ich mir langweilig vor.

Noch einige Anmerkungen bei dieser Gelegenheit generell zum Ehrenamt: Ich glaube, dass Ehrenämter und freiwilliges Engagement in unserer Gesellschaft nicht genug gewürdigt werden. Wenn das Ehrenamt ein Amt ist, dass sich vor allem dadurch unterscheidet, dass die Honorierung nicht aus einem Honorar besteht, sondern aus „honor“ – Ehre, dann frage ich mich, wie das möglich ist, wenn das Wort zu einem problematischen Begriff geworden ist.

Ich frage mich, wie es von der Gesellschaft gewährleistet werden kann, dass die ehrenamtlich tätigen Bürgerinnen und Bürger auch etwas davon haben. Natürlich gehe ich davon aus, dass die meisten Menschen eine persönliche Befriedigung dadurch haben, etwas leisten zu können. Aber es muss auch etwas dazukommen, etwas wie Anerkennung. Uns fehlt eine Anerkennungskultur. Als ich jung war, habe ich mich stets über die Verleihung von Orden lustig gemacht. Ich hielt das für Theater und unnötigen Quatsch. Heute sehe ich das ganz anders. Ich glaube, dass so etwas eine wichtig Funktion hat. Wir haben in Düsseldorf einen Ehrenamtspreis für kulturelle Tätigkeiten eingeführt – „Der Dank“. Das ist ein Preis, der nicht an Einzelpersonen verliehen wird, sondern an Gruppen. Der Preis ist nicht hoch dotiert und es ist auch nicht die Summe, die zählt. Es geht einzig darum, dass diese Gruppen das Gefühl haben, dass ihnen hier für etwas gedankt wird, dass sie auch ohne dieses Geld tun würden. Die Arbeit wird öffentlich gewürdigt und wertgeschätzt.

In unserer Gesellschaft haben wir eine merkwürdige Werteverstärkung in der Akzeptanz und Anerkennung von Leistung. Wir haben die Vorstellung verinnerlicht, dass eine Tätigkeit je höher bewertet wird, desto höher die geldliche Äquivalenzzahlung ist. Eine Berufstätigkeit ist umso wichtiger, je höher die Bezahlung ist. Eine ehrenamtliche Tätigkeit erhält kein Geld und wäre damit nicht viel wert. Das gilt übrigens für meinen Bereich – die Kultur – auch. Ein Teil der populären Kultur, der mehr Geld bekommt als sonstige Breitenkultur, ist die So-

ziokultur. In der kulturpolitischen Wahrnehmung hat sie eine viel höhere politische Bedeutung, weil dorthin mehr Geld fließt als beispielsweise in die Laienmusik, die mengenmäßig jedoch weitaus mehr ausmacht. Das sind zum Beispiel Spielmannszüge und Blaskapellen, die in NW eine riesige Rolle spielen. Aber davon redet man kulturpolitisch fast nie, weil diese kaum öffentliches Geld kosten. Das halte ich für verrückt! Statt diesen Leuten zu sagen, dass sie besonders wichtig sind, weil sie eine gewaltige Arbeit unentgeltlich machen und teilweise ganze Musikschulen im ländlichen Raum abdecken, werden sie eher vernachlässigt. Sie kommen kulturpolitisch fast nicht vor, weil sie kaum Förderbedarf haben. Ich habe den Eindruck, dass wir überprüfen müssen, wie wir die Tätigkeiten von Gruppen und einzelnen Menschen bewerten: Tun wir das nur nach der finanziellen Äquivalenz und den entsprechenden Zahlungen oder nach ihrer Wertigkeit für die Allgemeinheit?

Warum gibt es ein Engagement für andere, ein „altruistisches“ Handeln, ohne unmittelbare Abgeltung? Ich denke das liegt an einem menschlichen Bedürfnis nach sinnvoller Arbeit. Der Psychiater Klaus Dörner hat eine These aufgestellt, die ich außerordentlich wichtig finde: Menschen brauchen nicht nur Nahrung, Kleidung, Wärme und ein Dach über dem Kopf, sondern sie brauchen jeden Tag ihre „Dosis Bedeutung für andere“. Damit drückt er aus, welche tiefe persönliche Befriedigung darin liegt, für andere wichtig zu sein und das Gefühl zu haben, von anderen gebraucht zu werden. Er stellte diese These für Altenheime auf, aber ich glaube, dass man das auch auf andere Bereiche übertragen kann. Es ist schließlich etwas Erfüllendes, zu sehen, dass man gebraucht wird. Dieses Gefühl ist wohl ein starker ein Motor für ehrenamtliches Engagement.

Schließlich glaube ich auch an eine Sozialverantwortung für jeden einzelnen. Was ist das eigentlich: Sozialverantwortung? Wie kann man diesen Begriff erklären? Spielt soziale Verantwortung überhaupt eine Rolle? Wenn man gesellschaftliche Gruppen sieht, die keine große Durchsetzungsfähigkeit haben, so genannte „nicht Konflikt fähige Gruppen“, möchte man sie unterstützen. Das ist zum Beispiel bei Familien im sozialen Bereich oder auch mit Gruppen aus Wissenschaft, Bildung und Kultur so. Ich habe mir im Blick auf kulturpolitisches Engagement gesagt: wenn ich schon nicht fähig bin, ein Instrument zu spielen oder sonst wie künstlerisch kreativ zu sein, dann kann ich zumindest den Leuten, die Kunst machen, dabei helfen, ihre Interessen politisch durchzusetzen.

Wenn man sieht, dass eine Gesellschaft zunehmend auseinander zu fallen

scheint, dass die Gehälter der Menschen auseinanderklaffen und die Gesellschaft in getrennte Sektoren zu zerfallen scheint, wie kann man dann beitragen, dass eine Gesellschaft kohärenter wird und was kann man dafür tun, dass sie besser wird? Wie kann man erreichen, dass den Menschen solche Themen nicht egal sind, dass man nicht sagt, dass dies halt so sei, dass eben einige sich durchsetzen und die anderen auf der Strecke bleiben? Wie kann man dafür sorgen, dass eine soziale Ordnung funktioniert?

Ich gestehe allen Leuten, die politisch tätig sind, auch meinen Kollegen aus anderen Fraktionen, prinzipiell zu, dass das Gemeinwohl der eigentliche Motor ihrer politischen Arbeit ist. Ich glaube, wenn man sich irgendwo politisch einsetzt, dann muss man diesen Motor in sich tragen. Die soziale Verantwortung treibt uns an.

Und schließlich wäre auch die Frage, wie das mit der Verantwortung aus anderen Quellen aussieht. Ich bin Theologe, leite ein kirchliches Haus und wurde sehr religiös erzogen. Da gibt es natürlich auch Vorbilder, Leitsterne, an denen man sich orientiert, die man faszinierend findet, bei denen man denkt, dass deren Vita ein geglücktes Leben gewesen ist. Ob das Vorbild nun aus der jüngsten Geschichte kommt, wie Nikolaus Groß, oder aus der frühmittelalterlichen Geschichte, wie Martin von Tours oder Radegunde von Poitiers, die große Vorbilder für mich sind. Dies sind Fixpunkte, bei denen man sich sagt, dass diese Menschen doch offensichtlich einiges richtig gemacht haben. An solchen Personen – oder an dem, was wir über sie wissen – kann man sich orientieren.

Ich glaube, wenn man viele Dinge zugleich tut, ist es wichtig, dass man die Gelegenheit bekommt, sich zu fragen, was man da jetzt eigentlich macht. Auf meinem Schreibtisch steht ein Glaswürfel des Coesfelder Künstlers Udo Matthee. Auf der einen Seite liest man: „know how“, von der anderen „know why“. Auch die zweite Anforderung ist wichtig. Ist das, was ich tue, eigentlich noch richtig? Entspricht das den Prämissen, unter denen man angefangen hat? Wie voll hat man seinen Kalender jetzt wieder gepackt? Ich bin dankbar, dass ich heute bei Ihnen die Gelegenheit hatte, genau diese Frage zu stellen.“

Kai Asmuß (Student) sagt nach dem Vortrag von Prof. Sternberg:

„Mein persönlicher Eindruck von Prof. Thomas Sternberg ist rundum positiv.“

Geprägt durch das caritative Denken seines christlichen Elternhauses, ist er eine Person, die sich seit ihrer Kindheit in der Verantwortung fühlt, anderen Menschen zu helfen und sich in ihrer Gemeinde zu engagieren. Trotz der Fülle an ehrenamtlichen Tätigkeiten erfüllt er diese mit großer Freude. Ich glaube, dass Thomas Sternberg ein Mensch ist, der sein soziales Engagement sehr gewissenhaft und mit großem Pflichtbewusstsein ausführt.“

Dr. Gabriele Kahlert-Dunkel – „Frauen u(U)nternehmen e.V.“



Dr. Gabriele Kahlert-Dunkel ist Inhaberin des traditionsreichen Café Grottemeyer und des Café Grottemeyers CoLibri in der Stadtbücherei. Als 1. Vorsitzende des Vereins „Frauen u(U)nternehmen e.V.“ setzt sie sich für die Interessen und die Vernetzung von Unternehmerinnen ein. Das Ziel des Vereins ist es „mehr Frauen zum öffentlichen Engagement zu ermutigen, um Wirtschaft auch außerhalb des eigenen Unternehmens direkt mitzugestalten“.

„Gemeinsam handeln, gemeinsam wahrgenommen werden, gemeinsam etwas bewegen, darum geht es uns!“

„Ich freue mich besonders, dass dieses Thema Engagement im Sozialen und in Politik auch im Hinblick auf Frauen eigens thematisiert wird, das liegt momentan im Trend. Ich werde immer häufiger eingeladen, über Frauen-Netzwerke zu berichten. Was motiviert uns, was wollen wir, warum wollen wir das, warum brauchen wir das.

Zu der Frage, warum ich mich engagiere, ist die Geschichte des Vereins interessant. Es hat vor 15, 16 Jahren eine Clubgründung in Münster gegeben: „Business and Professional Women“. Das ist ein internationaler Verband, der in 120 Ländern tätig ist und sich schon vor dem zweiten Weltkrieg etabliert hat. In ihm engagieren sich berufstätige Frauen aller Art; von der Stadtangestellten bis zur Gitarrenlehrerin und Unternehmerin.

In Münster existierte noch kein solcher Club, es gab jedoch eine Initiative, in die Städte zu gehen und dort diesen Club zu gründen. Wir betreiben neben dem Café Grottemeyer auch ein kleines Café in der Stadtbücherei und daher wurde ich gefragt, ob dort nicht das Treffen zur Clubgründung stattfinden könne. Da

habe ich gesagt: „Nein. Nur Frauen, die trinken nur Wasser, da kann ich nichts verdienen.“ Letztlich ist es dann mein Mann gewesen, der mich fragte: „Wenn nicht Du, wer dann? Warum willst Du das nicht machen?“ So fand das Treffen statt, wir haben den Club gegründet und ich bin sehr schnell in die Vorstandsarbeit eingestiegen.

Ich habe an dieser Stelle die Erfahrung gemacht, dass es nur dann Sinn macht in einem Verein zu sein, wenn man wirklich aktiv dabei ist. Als passives Mitglied kann man nicht den Profit für sich herausholen, den man erlangt, wenn man sich aktiv einbringt. Dadurch haben wir Gründungsfrauen uns sehr gut kennen gelernt. Wir haben ein sehr gutes Vertrauensverhältnis aufgebaut, wir sind Freundinnen geworden, wir hatten gleiche Themen. Als meine Kinder klein waren, hatte ich die Erfahrung gemacht, dass diese Gespräche im Kindergarten nicht mein Ding waren. Dort habe ich niemanden gefunden, dessen Themen ich teilen konnte. Das war bei den berufstätigen Frauen anders.

Nach ein paar Jahren sind die Unternehmerinnen, die sich besser kennen gelernt hatten, auf eine Idee gekommen und haben gesagt: „Wir möchten gern etwas tun, damit wir wahrgenommen werden und damit wir politisch und gesellschaftlich etwas bewegen können.“ In diesem Zusammenhang kam die IHK Nordwestfalen ins Spiel. Wir gingen zu fünft als Unternehmerinnen zur Geschäftsführung der IHK und haben gesagt „Wir sind Unternehmerinnen und wir finden, in den Gremien der IHK sind viel zu wenige Unternehmerinnen vertreten. Wir möchten etwas tun, wir möchten das verändern.“ Und wir hatten das große Glück, dass der damalige Geschäftsführer uns mit offenen Armen empfangen hat.

Das ist nicht selbstverständlich. Ich weiß zum Beispiel, dass Unternehmerinnen in Dortmund das Gleiche versucht haben. Dort saßen Leute an den Schlüsselstellen, die für ihr Vorhaben kein Interesse hatten und ihnen keine Unterstützung gegeben haben. Das Projekt ist gescheitert. Ich kann mir das nur so erklären, dass es entscheidend ist, wer in der Schlüsselposition ist. Wenn wir auf jemand anderen getroffen wären, wäre uns unser Vorhaben vielleicht auch nicht gelungen. Man kommt im Engagement immer wieder an Punkte, an denen es wichtig ist, dass man von außen unterstützt wird. Das müssen nicht immer Frauen für Frauen leisten. Aber wenn man etwas bewegen will, wenn man sich engagieren will, wenn man etwas für die Gesellschaft tun will, muss man immer wieder versuchen, an den Schlüsselstellen Unterstützung zu finden, damit man auf

die nächste Stufe kommt. Das ist durchgängig wichtig.

Diese Zusammenarbeit mit der IHK war sehr fruchtbar. Daraus hat sich dann, nachdem wir uns erst einmal nur assoziiert hatten, der Verein „Frauen u(U)nternehmen“ gegründet. Im Namen steht das kleine u, weil wir nicht nur Unternehmerinnen sind, sondern auch im Sinne des Verbs aktiv handeln wollen. Aktiv wollten wir auch in den Gremien mitarbeiten und politisch Einfluss nehmen. Das Engagement und auch das Interesse von Frauen, etwas in Gremien bewegen zu wollen, ist durchaus gestiegen. Obwohl eine Psychologin kürzlich behauptete nur 50 Prozent der Frauen haben überhaupt Interesse, sich weiter zu engagieren und seien bereit all die anderen Werte, die wir traditionell mitbringen, aufzugeben oder hinten anzustellen, um Karriere zu machen. Als wir vor zehn Jahren anfangen - wir hatten kürzlich zehnjähriges Jubiläum - gab es vier Frauen in den Gremien der IHK Nordwestfalen. Es hat seither zwei Wahlen gegeben und mittlerweile sind es vierzehn. Davon kommen viele aus unserem Netzwerk „Frauen u(U)nternehmen“. Sie haben eine exemplarische Funktion, zum Beispiel in der Vollversammlung. Hier hat unser Engagement also funktioniert!

Das Zweite, das wir in unserem Netzwerk verwirklichen wollten ist, dass wir uns gegenseitig unterstützen. Wir wollen Frauen sagen, dass wir gern ein Verhältnis untereinander entwickeln möchten, indem wir uns gegenseitig kennen und uns vertrauen. Das haben wir vom Vorbild der Männer gelernt, die sich ja schon seit Generationen in Clubs und Seilschaften bewegen. Dieses Networking wird von einer Generation zur anderen weitergegeben, wodurch Männer das sehr gut kennen. Da haben Frauen einen wahnsinnigen Nachholbedarf. Das ist etwas, das wir „abgeguckt“ haben, etwas bei dem wir gesagt haben: „Das wollen wir auch haben!“ Wir wollen keinen Gegenclub gründen. Wir möchten lediglich für uns das, was uns die Männer schon seit Generationen vorleben. Wir Frauen sind ja früher im Mittelalter auch zusammen zum Wäsche waschen gegangen und haben so unsere Netzwerke gebildet. Aber das ist uns etwas verloren gegangen in den Zeiten, in denen jeder sich auf sich selbst und seine Familie konzentriert. Nach dem Motto: „Ich sehe zu, dass meine Kinder klar kommen, aber darüber hinaus engagiere ich mich nicht.“ Um dieses gemeinsame Handeln, darum gemeinsam wahrgenommen zu werden, gemeinsam etwas zu bewegen, ging es uns.

Deswegen unterstützen wir uns gegenseitig, sowohl im unternehmerischen Sinne, als auch persönlich. Dadurch, dass wir branchenübergreifend aufgestellt

sind, ist der Gedanke der Konkurrenz nicht vorhanden. Natürlich sind wir auch alle branchenspezifisch organisiert, in Innungsverbänden etc. Dort findet man oft Konkurrenzgedanken. Will ich meinen KollegInnen wirklich alles offen legen, meine Probleme, Erfolge und Strategien? Es ist daher sehr gut, dass bei uns die unterschiedlichsten Branchen zusammenkommen. Wenn wir über Personalprobleme diskutieren, bekomme ich so die Probleme und Ideen aus anderen Bereichen mit. Das erweitert meinen Horizont und so unterstützen wir uns gegenseitig. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es hierbei leichter ist, wenn wir nicht alle aus demselben Kreis kommen. Das ist sehr entscheidend.

Dann gibt es als Motivation für unser Engagement sicher auch noch ein frauenspezifisches Problem: Wir sind viel besser in den Abschlüssen - Mädchen und Frauen haben in den letzten Jahren bessere Schulabschlüsse, bessere Universitätsabschlüsse - aber wir sind noch nicht in den Führungsetagen angekommen. Da wird über den Frauen eine „gläserne Decke“ eingezogen. Eigentlich ist das doch ein Skandal. Wir bilden Frauen hervorragend aus, wir lassen sie hervorragende Universitätsabschlüsse machen und dann verschwinden sie in der Versenkung. Wie viel Geld vernichten wir, indem wir 50 Prozent unserer Bevölkerung erst einmal wieder wegschicken. Die Frage ist natürlich woran das liegt. Woran liegt es, dass die Frauen die Jungen und Männer in der Ausbildung abgehängt haben? Was passiert mit dieser „gläsernen Decke“? Wie können wir da mehr Löcher rein machen, so dass sie durchlässiger wird und so auch Frauen in Führungspositionen kommen. Wichtig ist diesbezüglich sicherlich, dass wir uns durch das Netzwerk ein Vertrauensnetzwerk aufbauen, um uns gegenseitig zu unterstützen, diesen Weg zu gehen, wenn wir es denn wollen. Wir wollen niemanden zu etwas zwingen. Wenn Frauen jedoch in hohen Positionen sind, das sehen wir in den letzten Jahren, das beste Beispiel ist hier natürlich Frau Dr. Angela Merkel, dann kommen auch andere Frauen nach – weil wir uns gegenseitig unterstützen, weil wir sagen: „Da fehlen Frauen!“ Auch das ist etwas, was wir mit „Frauen u(U)nternehmen“ bewirken wollen.

Wir versuchen außerdem, uns einmal im Monat zu treffen. Zum einen bieten wir bei diesen Treffen Vorträge an, zu allen Bereichen, die für Unternehmen relevant sind, aber auch Frauenspezifisches, zu Themen wie Führungsstil, Verkaufen, Unternehmensfinanzen und dergleichen. Zum anderen haben wir in jeder Vortragsreihe eine ganz wichtige Komponente: ein Get Together, bei dem wir unser Netzwerk bilden. Es ist wichtig, sich zu kennen, sich zu vertrauen, sich

wohlzufühlen. Das ist die Basis unserer Arbeit. Mit Hilfe der IHK schreiben wir alle Unternehmerinnen im Bezirk der IHK Nordwestfalen an, wenn wir Veranstaltungen organisieren. Dadurch haben wir inzwischen einen großen Pool an Interessentinnen aufgebaut.

Wir haben uns zum Ziel gesetzt, für unsere Vorträge Frauen als Referentinnen zu gewinnen, die in ihrem Bereich führend sind und haben dies bisher auch immer umsetzen können. Damit können wir zeigen, „Frauen können das auch“, egal zu welchem Thema. Wir müssen nicht auf Männer zurückgreifen. Wir haben über die Notwendigkeit dieser Maßnahme immer wieder diskutiert. Aber ich denke, dass wir in einer Phase sind, in der es noch nicht egal ist wer referiert, solange das Thema gut besetzt ist. Wir müssen immer noch demonstrieren, dass Frauen gut sind. Wir müssen immer noch zeigen, dass wir genauso gut sind und genau so gute Fachkenntnisse besitzen wie die Männer.

Vor sechs Jahren haben wir das W. I. B.-Dinner ins Leben gerufen, W. I. B. steht hier für „Women in Business“, das wir ganz bewusst an das Kramer Mahl angelehnt haben. Wir haben uns auch nicht gescheut zu sagen „Wir machen da etwas nach“, indem wir uns einmal im Jahr nach dem Vorbild des Kramer Mahls treffen. Es war jedoch nicht einfach, dies wirklich durchzusetzen. Es gab Widerstände, bis hin zum Hausmeister des Rathauses, der den Standpunkt vertrat, dass die Kerzen nur für das Kramer Mahl angezündet werden sollten. Wir mussten auf Frauenebene erst unsere Beziehungen spielen lassen, bis wir unser Anliegen schließlich durchsetzen konnten. Es war uns wichtig, dass auch unser Ehrengast sich in das goldene Buch der Stadt einträgt und aus dem goldenen Hahn trinkt, genauso wie beim Kramer Mahl. Das sind die Symbole, durch die wir dann auch die mediale Aufmerksamkeit bekommen haben. Das W. I. B.-Dinner ist mittlerweile eine Veranstaltung, die lokal stark wahrgenommen wird und stark in der Lokalpresse vertreten ist.

Ein anderer wichtiger Aspekt im Leben von Frauen und Unternehmerinnen sind die politischen Gegebenheiten. Politische Gegebenheiten bedeutet hier: Wie sorgt ihr dafür, dass man tatsächlich die Familie, die Kinder untergebracht weiß; dass diese Dinge für eine Frau und für Mütter klar geregelt sind. Hier gibt es Verschiedenes, das wir von unseren Nachbarländern lernen können. Die Skandinavier haben beispielsweise ein Finanzierungs- bzw. Steuersystem, das Paare steuerlich bevorzugt und ihnen Ermäßigungen verschafft, die gleich viel verdienen. Das heißt, dass beide, sowohl Mann als auch Frau, versuchen im Beruf

gleich stark zu sein. Nicht so wie wir es kennen, dass der Mann der Hauptverdiener ist und die Frau in Steuerklasse fünf fällt und nur noch die Hälfte von dem, was sie verdient, ausgezahlt bekommt. Hier können wir sicherlich noch einiges verbessern.

Wir haben zudem noch immer das „Problem“, dass wir Frauen noch gar nicht wissen, ob wir diese traditionellen Werte, die wir ja auch schätzen, ablegen wollen. Diese Werte wollen wir nicht abwerten, aber wir wollen beide Modelle – Berufstätigkeit und Versorgung der Familie - zumindest gleichberechtigt nebeneinander stehen lassen dürfen, ohne dass wir ein schlechtes Gewissen haben müssen.

Ich hatte das Glück, dass ich in meiner Position Kindererziehung und Beruf gut miteinander kombinieren konnte. Aber ich kannte dieses Modell auch bereits von meiner Mutter und Großmutter. Beide haben mir vorgelebt, dass es geht und wie es geht: nur zusammen mit dem Mann. Genauso wie hinter jedem starken Mann immer eine starke Frau steht, muss das auch umgekehrt sein. Das Rollenverständnis des Mannes muss sich hier auch verändern.

Wie ich zu diesem Engagement gekommen bin liegt, glaube ich, daran, dass ich mit den Lebensmodellen meiner Mutter und meiner Großmutter aufgewachsen bin. Es war ganz selbstverständlich, dass beide aktiv waren. Nachdem mein Großvater früh verstorben war, hat meine Großmutter das Geschäft übernommen. Sie war die Chefin. Danach meine Mutter. Mein Vater war Geologe und hatte nichts mit dem Unternehmen zu tun. Das ist auch bei meinem Mann und mir so. Wir haben beruflich nichts miteinander zu tun, außer dass wir beide Psychologie studiert haben. Wichtig ist, dass wir Modelle haben und dass wir Modelle vorleben. Nicht nur unseren Töchtern sondern auch unseren Söhnen müssen wir das Modell vorleben, dass es selbstverständlich und gut ist, wenn sich Frauen engagieren. Dazu möchte ich Sie alle ermuntern!“

Desirée Usejnovski (Studentin) über das Engagement von Frau Dr. Kahlert-Dunkel:

„Frau Dr. Kahlert-Dunkel und der Verein „Frauen u(U)nternehmen e.V.“ schließen mit ihrer Arbeit eine wichtige Lücke in unserer Gesellschaft. Frauen sind trotz offizieller Gleichstellung in Führungspositionen oder als Unternehmerin-

nen in der freien Wirtschaft weiterhin unterrepräsentiert. Der Verein stellt unternehmerisch tätigen Frauen die nötigen Netzwerke und Strukturen zur Verfügung, die ihnen in der von Männern dominierten Wirtschaft oft nur schwer zugänglich sind. Damit setzt Frau Dr. Kahlert-Dunkel sich für eine Sache ein, die für die Verwirklichung der Gleichberechtigung von großer Bedeutung ist.“

Andreas Pletziger – „Studenteninitiative weitblick e.V.“

Desirée Usejnovski

Andreas Pletziger, der im Münster studiert hat, gründete im Februar 2008 die Studenteninitiative weitblick e.V. Die derzeit über 500 Mitglieder setzen sich für einen weltweit gerechten Zugang zu Bildung ein und wollen gleichzeitig den akademischen Nachwuchs für verantwortungsvolles Handeln und Denken sensibilisieren. Auch in anderen Städten finden Studierende den Leitgedanken und die Werte von weitblick unterstützenswert: Inzwischen wurden zehn weitere Gruppen bundesweit gegründet.

Der Verein fördert Partnerprojekte in verschiedenen Ländern. Hauptschwerpunkt ist dabei das westafrikanische Benin. Dort wird neben der finanziellen Unterstützung von Schul- und Berufsausbildungen von Kindern und Jugendlichen vor allem der Bau von Schulgebäuden gefördert. Die erste komplett durch weitblick finanzierte Grundschule wurde im Dezember 2009 eröffnet, sodass seither rund 150 Mädchen und Jungen im Ort Midangbé eine Schulausbildung erhalten. Der Bau von Schulgebäuden ist fester Bestandteil der Studenteninitiative. Ziel ist es, bis zum Jahr 2013 eintausend Kindern einen Platz in einer weitblick-Schule zu bieten.

Neben den Bauprojekten in Benin werden seit 2010 auch ähnliche Projekte in Kambodscha umgesetzt. Dort findet der Bau einer weiterführenden Schule für kambodschanische Jugendliche statt, die sich neben der einfachen staatlichen Grundausbildung weiterbilden möchten. Durch derartige Bildungseinrichtungen erhalten motivierte Jugendlichen die Chance, sich beispielsweise Englischkenntnisse anzueignen und somit einen Grundstein für eine mögliche Universitätsausbildung zu legen.

Zusätzlich zu diesen Großprojekten in Afrika und Asien ist die Initiative mit zahlreichen Aktionen in Deutschland aktiv. Eines der nationalen Projekte ist die Übernahme von Bildungspatenschaften für benachteiligte Kinder. Mit diesem Engagement soll eine Lücke zwischen Studierenden und SchülerInnen geschlossen und den Kindern Perspektiven aufgezeigt werden. Zudem sollen Studierende für entwicklungs- und gesellschaftspolitische Themen sensibilisiert werden. Po-

diumsdiskussionen, ein Besuch der Moschee in Duisburg, oder ein Nachmittag mit dem beninischen Botschafter gehören genauso dazu wie gemeinsame Reisen in die Projektländer Benin oder Kambodscha.

Andreas Pletziger, Gründer und erster Vorsitzender der Studenteninitiative, stand für ein Interview per Email zur Verfügung.

Warum haben Sie weitblick gegründet? Warum engagieren Sie sich gerade im Bereich Bildung?

Die Idee zur Gründung der Studenteninitiative entstand während meines Afrikaurlaubs. Ich ging am Strand von Sansibar spazieren, als eine Gruppe Mädchen auf mich zukam. Zuerst dachte ich, dass sie mich nach Geld fragen wollten. Stattdessen fragten sie, ob ich mit ihnen Englisch reden würde. Wir redeten eine halbe Stunde über Sansibar, Deutschland, Schnee und Muscheltauchen. „Warum wollt Ihr eigentlich mit mir Englisch reden?“, fragte ich nach einiger Zeit. Sie würden so gerne die Sprache lernen, aber leider gäbe es keine Schule, an der Englisch unterrichtet werden würde, sagten sie. Außerdem hätten sie auch keine englischen Bücher. Durch einfaches Reden mit mir könnten sie ihr Englisch verbessern, denn schließlich wäre das Lernen und speziell gutes Englisch der einzige Weg aus der Armut.

Dieses Zusammentreffen markiert sozusagen den Startschuss von weitblick, denn dieses Erlebnis ließ mich nicht mehr los. Wer lernen will, soll auch die Chance dazu erhalten – das war der Gedanke, der sich in meinem Kopf verfestigte.

Nach meiner Rückkehr versuchte ich, eine Studenteninitiative zu finden, die sich für Bildungschancen weltweit einsetzt. Da ich aus meiner Sichtweise trotz intensiver Recherchen nichts Adäquates fand, war der Entschluss schnell gefasst: „Wenn es so etwas in Deutschland noch nicht gibt, dann gründen wir es halt“.

Aus dieser Überzeugung heraus habe ich gemeinsam mit Freunden die Studenteninitiative weitblick e.V. gegründet. Seit Februar 2008 gibt es weitblick in Münster und Stück für Stück sind immer weitere Städte hinzugekommen. In mittlerweile zehn Städten engagieren sich nun junge Studierende für mehr Bildungschancen in Deutschland und weltweit. Warum Bildung? Weil Bildung der beste Impfstoff gegen Armut ist.

Warum haben Sie den Verein weitblick genannt?

In meinem Studium habe ich öfter die Erfahrung gemacht, dass viele Leute ausschließlich auf Ihren eigenen Weg beziehungsweise ihre eigene Karriere fokussiert sind. Diesen Fokus wollte ich erweitern und den Menschen zeigen, dass es noch etwas anderes, wichtigeres im Leben gibt. Wir wollen dabei jedoch nicht mit dem Finger auf andere zeigen und sagen, was richtig oder falsch ist. Wir wollen einfach den Blick der Menschen etwas erweitern und Themenfelder wie Entwicklungspolitik, Nachhaltigkeit, Unternehmensethik ins Blickfeld der Menschen rücken. Dies setzen wir in Benin und Kambodscha durch den Bau von Schulen um. An diese Schulen vermitteln wir dann Studenten, so dass sie auf Augenhöhe mit dem Einheimischen voneinander lernen können und gemeinsam neue Ideen entwickeln. Im Inland möchten wir den Blick der Menschen beispielsweise durch die Organisation von Zeitzeugengesprächen mit Ausschwitzüberlebenden, einen Moscheebesuch in Duisburg Marxloh oder Podiumsdiskussionen zum Thema Mikrokredite, Integration oder CSR⁶ erweitern.

Welche persönlichen Eigenschaften sind Ihrer Meinung nach notwendig, um eine Initiative wie weitblick zu führen?

Ich sage immer mit einem Augenzwinkern: Als Vorsitzender einer Studenteninitiative muss man eigentlich nicht viel können, da man Studenten als Fachleute für alle Bereiche hat. Müssen wir eine Homepage programmieren, haben wir Studierende der Wirtschaftsinformatik, für die Vereinsatzung Jurastudenten, für die Vorbereitung der Auslandsaufenthalte Pädagogen und Psychologen und so weiter.

Zwei Eigenschaften sind allerdings gerade am Anfang von großer Bedeutung: Leute motivieren zu können und ein großes Durchhaltevermögen. Ich hatte das Glück, dass mir überwiegend positiv begegnet wurde und sich schnell engagierte und motivierte Helfer und Helferinnen gefunden haben. Wie sehr es gelingt, diese Dinge bei weitblick umzusetzen, sollen andere beurteilen. Ich kann nur jedem den Tipp geben, egal welchen Verein oder welche Initiative man führt: Es ist gut, sich selber nicht zu wichtig zu nehmen.

⁶Corporate Social Responsibility (CSR) bezeichnet freiwillige Maßnahmen von Unternehmen, durch die diese gesellschaftliche und soziale Verantwortung übernehmen können.

Wie motivieren Sie Studierende dazu, sich trotz des stressigen Bachelor-Master-Systems zu engagieren? Ist soziales Engagement eigentlich lohnenswert für Studierende? Für den Lebenslauf?

Wenn wir weitblick auf Veranstaltungen vorstellen, steht immer auf einer der ersten Präsentationsfolien: „Wir sind kein Karrierenetzwerk“. Das ist uns sehr wichtig, da wir keine Leute möchten, die einfach ihren Lebenslauf erweitern wollen, sondern Leute die von dem Kerngedanken: *Bildungschancen weltweit* überzeugt sind. Eine eigene Motivation versuchen wir durch größtmögliche Transparenz zu erreichen. Unsere Mitglieder, Freunde und Spender habe immer die Chance, auf eigene Kosten an unsere selbsterbauten Schulen nach Benin und Kambodscha zu reisen. So können sie sehen, wo jeder Cent genau landet. Dieses Angebot haben schon über 20 Studenten wahrgenommen und haben unsere Projekte besucht, wodurch sie auch zu einer Art Botschafter von weitblick im In- und Ausland geworden sind.

Des Weiteren sind es die flachen Hierarchien, die weitblick so interessant machen für seine Mitglieder. Bei uns gibt es keinen dick aufgeblähten Verwaltungsapparat. Wir sehen uns eher als Plattform guter Ideen und eigene Ideen sind bei uns immer willkommen.

Ob soziales Engagement lohnenswert ist? Für mich ist die Antwort ein glasklares Ja. Jeden Zweifler lade ich herzlich ein, einen Tag mit den ganzen Kindern in einer weitblick-Schule zu verbringen und die strahlenden Gesichter zu sehen.

Wie viel Zeit kostet Sie Ihre Arbeit bei weitblick? Wie lässt sich Ihr Engagement mit dem Beruf vereinbaren?

Bei ehrenamtlicher Arbeit nach Zeit zu Fragen ist meiner Meinung nach der falsche Ansatz. Wichtiger ist es zu fragen, wie viel diese Arbeit einem selber gibt. Mir macht es Freude zu sehen, was viele helfende Hände bei weitblick gemeinsam erreichen können. Außerdem habe ich so viele nette Menschen aus unterschiedlichen Studiengängen und Ländern durch weitblick kennengelernt, dass es alle Zeit aufwiegt, die man in den Verein investiert.

Was sind die Herausforderungen bzw. Probleme im Rahmen einer Studenteninitiative?

Das bereits erwähnte Bachelor-Master-System stellt ein großes Problem dar.

Zwischen einem verschulden Stundenplan, Anwesenheitspflicht, Praktika und zahlreichen Klausuren, Referaten und Hausarbeiten bleibt bei vielen Studierenden schlichtweg keine Zeit mehr, sich neben dem Studium zu engagieren. Da müssen wir als Studenteninitiative natürlich entsprechend entgegenkommen. Bei uns ist niemand verpflichtet, bestimmte Aufgaben zu übernehmen. Jeder bringt sich zeitlich so ein, wie es für ihn oder sie möglich ist. Jede Hilfe ist bei uns gleich willkommen, sei es, wenn jemand lediglich Zeit hat, ein paar Flyer zu verteilen oder er oder sie eine ganze Projektgruppe übernehmen möchte.

Während der Klausurenphasen oder wenn jemand auf Grund eines Praktikums oder Auslandssemesters nicht in Münster ist, reagieren wir flexibel und zeigen Verständnis, wenn unsere Mitglieder weniger Zeit in die Studenteninitiative investieren können.

Entscheidend ist auch, dass das Studium nun viel kürzer ist. Da ist man vielleicht nur noch drei Jahre während seinen Bachelorstudiums in Münster. Früher war das anders. Man war viel verwurzelter in Münster und konnte sich so dauerhaft in einem studentischen Verein einbringen. Jetzt wechseln Studierende viel schneller die Universitäten, was natürlich auch zum Nachteil für unsere Initiative ist. Ein Vorteil ist hier allerdings die voranschreitende Etablierung in Deutschland. So mancher Student, der in Münster seinen Bachelor gemacht hat und danach die Stadt für den Master gewechselt hat, ist mittlerweile an einem neuen weitblick-Standort aktiv. So können schnell neue Freundschaften geschlossen werden. Außerdem wird Wissen zwischen den Städten transferiert.

Wenn man mal ein bisschen in die Zukunft schaut... wo ist weitblick wohl in ein paar Jahren? Was sind die nächsten Ziele?

Der Blick in die Zukunft stimmt mich optimistisch. Wir haben es in nur zweieinhalb Jahren geschafft, circa 1.000 Studierende in 10 Städten für die Themen Nachhaltigkeit, Unternehmensethik, Integration und Entwicklungspolitik zu begeistern. Nun gilt es, diese Strukturen zu festigen und vielleicht noch die eine oder andere Stadt von der Idee zu überzeugen. Langfristig sollte das Ziel sein, eine „soziale“ Studenteninitiative deutschlandweit an den Unis zu etablieren. Außerdem wünsche ich mir, dass unsere Mitglieder, von denen die ersten so langsam in die Unternehmen und Organisationen wechseln, die unternehmensethischen Gedanken und Ideale mit in die Firmen nehmen und auf ein nachhaltiges Wirtschaften Ihrer Unternehmen achten.

Außerdem glaube ich, dass früher oder später jedes Unternehmen in ein nachhaltiges Wirtschaften übergehen muss. Ich glaube nämlich, dass eine Tatsache von vielen Unternehmen noch nicht beachtet wird: Der demografische Wandel führt in den nächsten Jahren dazu, dass den Studenten mehr Jobangebote zur Verfügung stehen werden als jetzt. Die Unternehmen werden um gute Absolventen kämpfen müssen. Ich bin davon überzeugt, dass die Wahl des Arbeitgebers immer mehr von ethischen Gedanken geprägt sein wird und so manches Unternehmen, das seinen Fokus mehr auf Marketingaktivitäten als auf echte Nachhaltigkeit legt, von den auch „menschlich“ besten Absolventen gemieden wird. Und ich kann nur sagen: Ich finde das gut.

Annotierte Bibliographie

Annette Zimmer

Zur Einordnung des Themas

Social Entrepreneurship ist in den letzten Jahren zu einem in den Sozialwissenschaften viel diskutierten Thema geworden. Die Literatur zu Social Entrepreneurship bezieht sich auf unterschiedliche Bereiche. Grob lassen sich zwei Zugänge unterscheiden: Zum einen gibt es einen Zugang, der die besondere Persönlichkeit und Befähigung des Entrepreneurs in den Mittelpunkt stellt. Zum anderen wird Social Entrepreneurship als Konzept zur innovativen Entwicklung einer Region, einer Stadt oder Community sowie im entwicklungspolitischen Kontext eines Landes diskutiert.

Während die Literatur, die auf die Persönlichkeit und besondere Befähigung des Unternehmers fokussiert ist, enge Bezüge zur Diskussion und Debatte um Leadership als Führungsvermögen in turbulenten Zeiten des Wandels und der Veränderung aufweist, lässt die Literatur zu Social Entrepreneurship im räumlich bezogenen Kontext Anschlussmöglichkeiten zu Konzeption der Regionalplanung und -entwicklung erkennen.

Insgesamt ist die Literatur zu Social Entrepreneurship in den Kontext der Debatte um die Krise des Wohlfahrtsstaates einzuordnen. Potentiale für Veränderung und Innovation werden unter dem Leitmotiv der Social Entrepreneurship überwiegend den aus dem Bereich des Marktes kommenden Ansätzen und Initiativen zugebilligt. Angesprochen ist damit jeweils auch eine Neujustierung des Verhältnisses zwischen Markt, Staat als Wohlfahrtsstaat und Gemeinschaft. Die Debatte um Social Entrepreneurship ist daher durchaus im Gesamtkontext der infolge der neoliberalen Kritik am Wohlfahrtsstaat weltweit ausgelösten Diskussion über die Zukunft von Wohlfahrtsstaatlichkeit als Unterpfand demokratisch verfasster Gesellschaften zu sehen

Einstieg und Überblick

Charles Leadbeater (1997): The Rise of the Social Entrepreneur, London: Demos

Der Band bietet einen guten Einstieg in die Thematik. Geschrieben gemäß dem Motto eines weltbekannten Kaltgetränks, „Get the Spirit“, zeigt der Band von Leadbeater anhand einer ganzen Reihe von „Fallbeispielen“ aus Großbritannien, was Social Entrepreneurship bewirken kann und welcher Typus von Persönlichkeiten für Social Entrepreneurship geeignet ist. Auch wenn die Fallbeispiele im Zentrum stehen, ordnet Leadbeater die Debatte um Social Entrepreneurship in die allgemeine Diskussion über die Erneuerung und Veränderung von Wohlfahrtsstaatlichkeit und öffentlichem Sektor ein. Insgesamt ist der Fokus dieses Einstiegsbandes aber doch die besondere Persönlichkeit des Entrepreneurs, dessen Fähigkeiten und Leadership-Qualitäten als essentiell angesehen werden, um gesellschaftlichen Wandel zu erreichen.

Malin Gawell et al. (Hrsg.) (2009): Entrepreneurship in the Name of Society, Stockholm: Knowledge Foundation

Dieser Band ist interessant, und zwar zum einen, weil er aus dem Mekka der Wohlfahrtsstaatlichkeit – aus Schweden – stammt. Zum anderen wird hier im Vergleich zum Leadbeater-Band und der angelsächsischen Debatte aber auch ein anderes Verständnis von Social Entrepreneurship vertreten. Dieses stellt weniger die einzelnen Persönlichkeiten, sondern stärker die Potentiale von Social Entrepreneurship im Rahmen der Reform, Modernisierung und Re-Vitalisierung einzelner Regionen wie auch ausgewählter Politikbereiche, z.B. des Gesundheitswesens, ins Zentrum. Auch in diesem Band geht es in erster Linie um Fallbeispiele bzw. Anschauungsmaterial für Social Entrepreneurship im Sinne von Best Practice. Die Definition von Social Entrepreneurship, die hier zugrunde gelegt wird, ist weit gefasst und schließt nachdrücklich auch den öffentlichen Bereich mit ein. Social Entrepreneurship ist danach Synonym für innovative Ansätze, Initiativen, Programme und Projekte im Dienst des allgemeinen Wohls. Dieser Diskussionsstrang um Social Entrepreneurship könnte gerade für Deutschland mit seiner langen Traditionen eines öffentlichen Sektors, der sich insbesondere

auf der lokalen Ebene durchaus durch Reformfreude sowie traditionell durch die Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft ausgezeichnet, richtungsweisend sein.

Supergründlich

Daniel Hjorth/ Chris Steyaert (2005) (Hrsg.): Narrative and Discursive Approaches in Social Entrepreneurship, Cheltenham: Edgar Elgar

Chris Steyaert/Daniel Hjorth (2006) (Hrsg.): Entrepreneurship as Social Change, Cheltenham: Edgar Elgar

Daniel Hjorth/ Chris Steyaert (2009) (Hrsg.): The Politics and Aesthetics of Entrepreneurship – New Movements in Entrepreneurship, Cheltenham: Edgar Elgar

Die Autoren Chris Steyaert und Daniel Hjorth, die an der Universität St Gallen (Steyaert) und an der Business School in Kopenhagen (Hjorth) tätig sind, haben inzwischen vier einschlägige Bände zur Thematik vorgelegt. Der jüngste Band von 2009 thematisiert sehr gründlich das Wie, Wo und Wer der Social Entrepreneurship. Behandelt werden die Idee der Social Entrepreneurship, die Formen und Facetten bzw. Policies der Umsetzung wie der Kontext und die organisationale Rahmung sowie die persönliche bzw. psychologische Komponente von Entrepreneurship. In ihren Arbeiten bemühen sich Steyaert und Hjorth um die Anschlussfähigkeit der Diskussion zur klassischen Ökonomie und Betriebswirtschaftslehre. Referenzautor ist der Klassiker Joseph Schumpeter und seine Definition des innovativen Unternehmers bzw. der Unternehmerin sowie des Unternehmertums.

Eine runde Sache

Alex Nicholls (2006) (Hrsg.): Social Entrepreneurship. New Models of Sustainable Social Change, Oxford: Oxford University Press

Einen sehr guten Überblick insbesondere im Hinblick auf die theoretische und fachliche Verortung der Debatte um Social Entrepreneurship bietet der Band von

Nicholls. Dieser geht ferner auf die globale Dimension von Social Entrepreneurship ein und nimmt auch diese als Ressource für Regionalentwicklung in den Blick. Der einleitende Beitrag bietet zudem reichlich Hinweise zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema aufgrund des recht umfassenden Literaturverzeichnis. Mit privaten Geldern finanziert, besteht seit einiger Zeit schon ein Zentrum für Social Entrepreneurship an der Universität Oxford. Der Band zeugt von der Expertise und dem Know-How des Zentrums in diesem Segment.

Ein Ausblick in die weite Welt

Tine Stein (2008): Global Social and Civil Entrepreneurship: An Answer to the Poor Performance of Global Governance? Diskussionspapier: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)

Dieser Beitrag ist das Ergebnis eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes, das u.a. die Analyse des sozialen Weltbürgertums zum Thema hatte. Social Entrepreneurship wird im internationalen Bereich in Bezug gesetzt zu Global Citizenship. Damit rücken selbstverständlich die „ganz Großen“ der Entrepreneurship-Szene – Al Gore, Bill Clinton, Bill Gates, Bono, Muhammed Yunus – ins Zentrum. Die Bezugnahme auf Citizenship ermöglicht eine Anschlussfähigkeit von Social Entrepreneurship zur Diskussion über bürgerschaftliches Engagement als Moment der Identitätsbildung. Dies ist eine Debatte, die uns sicherlich noch weiter beschäftigen wird – nicht nur mit Blick auf die „ganz Großen“.

Und auf Deutsch

Armin Harbrecht (2010): Social Entrepreneurship: Gewinn ist Mittel, nicht Zweck, Karlsruhe: KIT Scientific Publishing

Der Band ist das Ergebnis einer intensiven Beschäftigung mit der Thematik im Rahmen einer Diplomarbeit. Der Leser erhält einen Überblick über den Stand der Debatte, vorrangig wird aber auf die internationale Diskussion Bezug genommen und auf Best Practices von sozialem Unternehmertum in Entwicklungsländern rekurriert.

David Bornstein (2006): Die Welt verändern: Social Entrepreneurs und die Kraft neuer Ideen, Stuttgart: Klett Cotta

David Bornstein/ Susan Davis (2010): Social Entrepreneurship: What Everyone Needs to Know, Oxford: Oxford University Press

“Die Welt verändern” ist das deutsche Pendant des Bandes von David Bornstein von 2004, „How to Change the World.“ Vorgestellt werden wiederum Fallbeispiele für innovatives Unternehmertum mit sozialer Dimension. Der Autor hat aktuell einen neuen Band herausgebracht, der systematischer angelegt ist und ebenfalls einen Überblick über Entstehung, aktuelle Debatten, Anwendungsbereiche und Umsetzungsformen von Social Entrepreneurship bietet.

Ausblick

Auffällig ist, dass die wissenschaftlichen Publikationen zum Thema in beachtlichem Umfang durch private Stiftungsgelder ermöglicht werden. Aufgrund dieser Ressourcenstruktur erklärt sich auch, warum viele Beiträge als Sammelbände angelegt sind und häufig das Ergebnis von durch private Stiftungen finanzierten Kolloquien oder Tagungen darstellen. Insgesamt ist die Anschlussfähigkeit der Debatte um Social Entrepreneurship an die klassischen sozialwissenschaftlichen Disziplinen mit Ausnahme der Bezugnahme auf Schumpeter und seiner Sicht auf Unternehmertum sehr wenig entwickelt und steckt weitgehend noch in den Kinderschuhen. Es bleibt abzuwarten, ob es sich bei dem Hype um Social Entrepreneurship wie auch Social Investment eher um „Eintagsfliegen“ des inzwischen stark konjunkturabhängigen akademischen Betriebs handelt, oder ob es gelingt, diese Ansätze in die allgemeine Diskussion um die Entwicklung und Veränderung moderner Gesellschaften im post-industriellen Zeitalter einzubinden. So könnten sie vom kurzfristigen „Heilsanspruch“, die Lösung für alle Übel und Fehlentwicklungen von Staatlichkeit und Wohlfahrtsstaatsbürokratie zu liefern, perspektivisch befreit werden.

Herausgeber:

Prof. Dr. Annette Zimmer, geb. 1954, studierte Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie an den Universitäten Mannheim und Heidelberg; 1986 Promotion zum Dr. phil., 1986 bis 1988 Lehr- und Forschungsaufenthalt am Program on Nonprofit Organizations der Yale University; 1989 bis 1995 Hochschulassistentin an der Universität-Gesamthochschule Kassel im Bereich Verwaltungsforschung; seit 1996 Professorin für Vergleichende Politikwissenschaft und Sozialpolitik am Institut für Politikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität; 1998/99 Visiting Professor an der University of Toronto; 2010 Visiting Fellow am American Institute for Contemporary German Studies, Johns Hopkins University, Washington D.C.m; zahlreiche Publikationen zu Nonprofit-Organisationen, Vereinen, Verbänden, Stiftungen und zwar zu Fragen des Managements und der Governance der Organisationen sowie ihrer politikfeldspezifischen Einbettung.

Dr. phil. Berthold Tillmann, geb. 1950 in Enkhausen/Sauerland, studierte Erziehungswissenschaft, Soziologie, und Psychologie an der WWU Münster; 1984 Promotion in Politikwissenschaft zum Thema Einflussfaktoren für lokalpolitisches Engagement; Lehrbeauftragter an der WWU von 1993 bis 1998 und ab 2010. Berufliche Stationen umfassten die Jugendhilfe der Stadt Hamm, die Landesarbeitsgemeinschaft Jugendschutz Nordrhein-Westfalen und die Stadtverwaltung Münster als Persönlicher Referent des Stadtdirektors von 1980 bis 1984, Beigeordneter für Jugend, Soziales und Gesundheit von 1984 bis 1993 und Stadtkämmerer von 1993 bis 1999. Direktwahl zum Oberbürgermeister der Stadt Münster 1999 und Wiederwahl im Jahr 2004. Seit 2009 Oberbürgermeister a.D. Wissenschaftliche Interessen: Kommunalwissenschaften, Stadtsoziologie und Verwaltungswissenschaft.

Wir danken den Studierenden, die sich an der Erstellung dieses Readers tatkräftig beteiligt haben!



Desirée Usejnovski



Tobias Lewé



Sebastian Barnert



Robert Stüwe

Region und Stadt verfügen über große Potentiale für Engagement und Unternehmertum als Investition in Gemeinschaft und soziale Innovation. Es lohnt sich, diese an Ideen, Konzepten und kreativen Köpfen reiche Innovationslandschaft im Dienst der Weiterentwicklung unseres Gemeinwesens und unser Demokratie näher in den Blick zu nehmen. All diejenigen, die sich mit dem Thema Soziales Unternehmertum auseinandersetzen wollen, finden hier Anschauungsmaterial und interessante Beispiele.

